

GOETHE—RUCKSTUHL

VON DER AUSBILDUNG
DER DEUTSCHEN
SPRACHE.



GIESSEN.

J. RICKER'sche Buchhandlung.

1890.

INHALT.

	Seite
VORWORT	V
GOETHE. Deutsche Sprache (<i>Werke, Ausg.</i> <i>letzter Hand.</i> Bd. 45)	1
C. RUCKSTUHL. Von der Ausbildung der Teutschen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen (<i>Nemesis</i> , Bd. 8. III. 1816)	13

VORWORT.

Im Anfang unseres Jahrhunderts, als nach Abschüttelung des französischen Joches in Deutschland das Volksbewusstsein kräftig auflebte, kamen Eiferer leicht zu einer Verketzerung alles fremden und fremd scheinenden in unseren Gebräuchen, besonders auch in der Sprache: aus dem eigenen Volksthümlichen wäre besserer Ersatz zu schaffen, und Litteratur und Kunst sollte dann um so schöner gedeihen. Damals aber war die deutsche Dichtkunst in höchster Blüthe; gerecht war der Stolz darauf, und der Widerwille gegen fremdes sehr erklärlich. Heute fehlen uns Meister in der Sprache, die auch von Fremden verehrt werden, und wenig scheint unsere Zeit dafür schöpferisch begabt. Doch sind wir jetzt, wo Deutschland fester und stärker als je dasteht, in gleicher Gefahr

auf Abwege zu gerathen und beengendem Drucke nachzugeben. — Was die Muttersprache klar und leicht giebt, ist der beste Brauch, aber breite gequälte Wortgebilde sind kein Gewinn; kurzer Ausdruck sollte überall mehr gelten und geübt werden. So trübt die Sucht Fremdworte auszurotten den Blick, führt zur Ueberschätzung von geringfügigem und lässt wichtige Ziele unerkant. — „ES GIBT GAR VIELE ARTEN VON REINIGUNG UND BEREICHERUNG, DIE EIGENTLICH ALLE ZUSAMMENGREIFEN MÜSSEN, WENN DIE SPRACHE LEBENDIG WACHSEN SOLL. POESIE UND LEIDENSCHAFTLICHE REDE SIND DIE EINZIGEN QUELLEN AUS DENEN DIESES LEBEN HERVORDRINGT, UND SOLLTEN SIE IN IHRER HEFTIGKEIT AUCH ETWAS BERGSCHUTT MITFÜHREN, ER SETZT SICH ZU BODEN UND DIE REINE WELLE FLIESST DARÜBER HER *).“ Diese rechtweisenden GOETHE'schen Worte, hier schon aus dem folgenden hervorgehoben, gelten für alle Zeiten. Mehr als damals gilt für unsere Zeit, dass was wir jetzt auf falschen Wegen verwirken, schwer

*) Siehe Seite 12.

wieder gut zu machen sein wird. Denn schauen wir von jenem DAMALS durch die siebzig Jahre bis auf die Gegenwart, wie die Welt anders geworden, und denken wir, wie sie weiter werden wird: der durch die Erfindungen des Jahrhunderts geschaffene Verkehr hat einander ferne Länder in dauernde und wachsende Beziehungen gebracht und wird die Völker immer mehr von einander annehmen lassen und zu gemeinsamem Wirken führen, und so auch den Sprachgebrauch beeinflussen. Grössere Sprachgemeinden werden entstehen, die Mundarten werden schwinden, und überall die Sprachen dem Uebergewicht einer kleinen Zahl mehr nachgeben; mag auch nicht leicht eine Weltsprache allen mundgerecht werden. Als Deutsche müssen wir doch wünschen, dass auch unsere Sprache weitere Gebiete gewinne, denn mehr ist durch seine geographische Lage kein Volk auf gutes Vernehmen mit so verschiedenen Nachbarn angewiesen und zum Vermitteln berufen. Durch kleinliches Verfahren aber wird dafür nur Schaden erwachsen, und besser den Fremden durch Entgegenkommen die

Erlernung der Sprache und Kenntnissnahme unseres Wesens zu erleichtern als abzuschrecken durch hervordrängen von eigenthümlichen für gemeinsames und trotziges absondern. Wie unglücklich ist da auch das Festhalten der mittelalterlichen Buchstabenformen in Druck und Schrift! Vor anderen rühmen sich die Deutschen der Pflege des Altclassischen und doch verschmähen sie nach dem Beispiel der nächsten Kulturvölker die klaren ursprünglichen lateinischen Schriftzeichen anzunehmen. Guter Geschmack an edler Einfachheit herrscht weniger als die Liebe zu buntem und breitem Durcheinander. — Was GOETHE seiner Zeit zur Warnung bot und rieth, wird hier wiedergegeben, nicht nur in seinen eigenen Worten, auch in dem wenig gekannten Aufsatz von KARL RUCKSTUHL, den er als wesentlich seine Gedanken bringend empfahl und sich selbst so weiterer Auslassung enthoben hielt. — Sei das gegebene wenn auch nicht unfehlbar doch ernststen Bedenkens werth gehalten!



GOETHE.

Deutsche Sprache.

(G.'s Werke. Ausgabe letzter Hand. Band 45.)



Einige jüngere Kunstgenossen welche den ersten Aufsatz des zweyten Heftes von Kunst und Alterthum gelesen, und daselbst die alterthümliche, christliche Kunst nicht zum besten behandelt fanden, erwehrt sich nicht der Frage: ob denn die Weimarischen Kunstfreunde, im Jahre 1797, als der Klosterbruder herausgegeben ward, schon derselben Meinung gewesen, ob sie schon damals die neue Richtung der deutschen Kunst missbilligt? worauf denn nothwendig eine bejahende Antwort erfolgen musste.

Redliche junge Gemüther nahmen dieses Bekenntniß keineswegs gleichgültig auf, sondern wollten es für eine Gewissenssache halten, ja tadelhaft finden, dass man nicht gleich die strebenden Künstler, besonders die mit welchen man enger verbunden, gewarnt, um so schädlich einschleichendem Uebel vorzubeugen. Hierauf nun konnte man verschiedenes erwidern: es sey nämlich in allen sol-

chen Fällen ein eben so gefährlich als unnützes Unternehmen, verneinend, abtrahend, widerstrebend zu Werke zu gehen; denn wenn junge gemüthvolle Talente einer allgemeinen Zeitrichtung folgen, und auf diesem Wege, ihrer Natur gemäss, nicht ohne Glück zu wirken angefangen, so sey es schwer, ja fast unmöglich sie zu überzeugen, dass hieraus für sie und andere in Zukunft Gefahr und Schaden entstehen werden. Man habe daher dieser Epoche stillschweigend zugesehen, wie sich denn auch der Gang derselben nur nach und nach entwickelt. Unthätig sey man aber nicht geblieben, sondern habe praktisch seine Gesinnung anzudeuten gesucht. Hievon bleibe ein unverwerfliches Zeugniß die siebenjährige Folge Weimarischer Kunstausstellungen, bei welchen man durchaus nur solche Gegenstände als Aufgabe gewählt, wie sie uns die griechische Dichtkunst überliefert, oder worauf sie hindeutet; wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neue kränkelnde Kunsttrieb verspätet worden, ob man gleich zuletzt befürchten müssen von dem Strome selbst hinab gezogen zu werden.

Da man nun sich von diesen Umständen unterhielt, kam die neuste Zeit zur Sprache; man fragte, ob nicht gleichfalls in derselben einiges missfällig

seyn könnte, ohne dass man sich deshalb öffentlich zu erklären Lust und Befugniss habe. Eine hierüber fortgesetzte Unterhaltung bewirkte eine Gewissensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren uns noch über den Lethe hinüber Vorwürfe nachschicke, so entschlossen wir uns über deutsche Sprache und über den Fug oder Unfug, welchen sie sich jetzt muss gefallen lassen, ein Wort mitzusprechen. Glücklicherweise fiel uns ein Aufsatz in die Hände, den wir unsern sämtlichen Lesern bekannt wünschen, damit durch fremden Mund ausgesprochen werde wie wir ungefähr selbst denken.

Von der Ausbildung der deutschen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen wird im 3ten Stück des 8ten Bandes der Nemesis gefunden. Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, dass er uns der Pflicht entledigt über diese Angelegenheit unsere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden gethan haben, vor dem unersetzlichen Schaden, der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr, selbst mit redlicher Ueberzeugung und aus bester Absicht, eine falsche Richtung giebt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geschehen

will. Da wir nun alles was und wie er es gesagt unterschreiben, so enthalten wir uns alles Weiteren und sagen nur so viel von ihm selbst, dass er nicht etwa ein Undeutscher, ein Entfremdeter sey, sondern ächt und brav, wie man einen jungen Mann wünschen kann. Diess mag eine kurze Nachricht von ihm darthun und beweisen.

Carl Ruckstuhl, im Kanton Luzern, von angesehenen Eltern geboren, erhielt den ersten Unterricht in seinem Vaterlande. Zum Jüngling herangewachsen, bezog er die Universität Heidelberg und widmete sich daselbst, überzeugt dass die Quelle wahrer Bildung nur allein bei den Alten zu suchen sei, vornehmlich philologischen Studien. Da er seinem Vaterlande im Erziehungsfache nützlich zu werden wünschte, vertrat er, um sich praktisch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Kanton-Schule zu Aarau.

Als aber im Frühjahr 1815 die Ruhe unseres Welttheils wieder gefährdet schien, folgte derselbe dem edlen Triebe, persönlich am Kampf für die gute Sache Theil zu nehmen, und begab sich als Freiwilliger unter das preussische Heer, mit dem er auch siegreich zu Paris einzog. Unter den

Waffen hat er jedoch der Wissenschaft nicht vergessen, sondern sowohl zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutschland überall mit Gelehrten Umgang gepflogen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht seine wissenschaftliche Ausbildung noch höher zu steigern; daselbst hat er denn auch den von uns empfohlenen Aufsatz geschrieben.

Wir wünschen dass er fortfahren möge seine Ueberzeugungen dem Publicum mitzuthemen. Er wird viel Gutes stiften, besonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt die in diesem Fache wirken, sondern, wie er es selbst ausspricht, neben ihnen hergeht, und über ihr Thun und Lassen sich treue Bemerkungen erlaubt. Da diese Schrift von vielen Deutschen gelesen und beherzigt werden sollte, so wünschen wir bald einen einzelnen Abdruck derselben, von dem wir uns die beste Wirkung versprechen *).

Einer freieren Weltansicht, die der Deutsche sich zu verkümmern auf dem Weg ist, würde ferner sehr zu Statten kommen, wenn ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Ver-

*) Dieses geschah damals nicht, und wird erst hiemit ein besonderer Abdruck geboten.

dienst zu würdigen unternähme, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drey Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, dass der Deutsche sich treu bleibt und wenn er auch mit fremden Zungen spricht. Wir dürfen nur des Johannes Secundus und Balde's gedenken. Vielleicht übernahme der Uebersetzer des ersten, Herr Passow, diese verdienstliche Arbeit. Zugleich würde er beachten, wie auch andere gebildete Nationen, zu der Zeit als Lateinisch die Weltsprache war, in ihr gedichtet und sich auf eine Weise unter einander verständigt, die uns jetzo verloren geht.

Leider bedenkt man nicht, dass man in seiner Muttersprache oft eben so dichtet als wenn es eine fremde wäre. Dieses ist aber also zu verstehen: wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich, so dass nun jedes mässige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebner Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

Durch die Literaturgeschichte, so wie durch die Welthistorie, schleichen oftmals kleine, geringscheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltsamkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefasster Aufsatz willkommen seyn; der uns vor Augen stellte wie seit vierzig Jahren geist- und klangreiche Menschen, sowohl französischen als italiänischen Opern, deutsche Texte untergelegt und sich dadurch um Sprache und Musik grosses, unbeachtetes Verdienst erworben. Unser lyrisches Theater hat sich dadurch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geschwungen; wir haben die vorzüglichsten Productionen des französischen lyrischen Drama's auf unsern Bühnen gesehen; die italiänischen Opern sind uns nicht fremd geblieben; deutsche Singstücke, von deutschen Meistern componirt, vergnügen den Geist, erheben das Gemüth seit vielen Jahren. Geschmack und Einsicht verbreiteten sich dadurch über die ganze Masse des Publicums und für die lyrische Poesie überhaupt wuchs, von Jahr zu Jahr, der unschätzbare Vortheil, dass sie immer singbarer wurde ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöse, patriotische, gesellige, leidenschaftliche Lieder tönten von allen Seiten,

und unsere ernste charakteristische Musik fand Gelegenheit zu tausendfältiger Anwendung ihrer unerschöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es aussprechen, dass zu allem diesem der gänzlich verschollene Schauspieldirector Marchand den erster Anlass gab, indem er das neckische Milchmädchen mit den täppischen Jägern, ferner die Schöne mit dem gutmüthigen Ungeheuer aus Frankreich herüber brachte, durch ansprechende Musik eines Gretry das Theater belebte und uns folgereiche Wohlthaten spendete: denn von jener Zeit an lässt sich die Geschichte der deutschen Oper in ununterbrochener Reihe durchführen. Vielleicht gibt ein Mitarbeiter der Musikalischen Zeitung, der sich dieser Epochen als Theilnehmer erinnert, uns hiervon eine gedrängte Uebersicht; woraus denn abermals erhellen würde, dass der Deutsche nichts Wunderlicheres thun könnte, als sich in seinen mittelländischen Kreis zu beschränken, eingebildet, dass er von eignem Vermögen zehre, uneingedenk alles dessen was er seit einem halben Jahrhundert fremden Völkern schuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon ist gegenwärtig zu schweigen besser, die Zeit wird kommen wo der Deutsche

wieder fragt, auf welchen Wegen es seinen Verfahren wohl gelungen die Sprache auf den hohen Grad von Selbstständigkeit zu bringen, dessen sie sich jetzt erfreut.

Wir geben gerne zu, dass jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihülfe, hinreichend gewinnen könne. Diess verdanken wir einzelnen, vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu Gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Worts nennen möchte. Hiezu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt; alle Beamten und Unterbeamten daselbst, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche in so fern sie Erzieher sind. Diese Personen sämmtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhabigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfniss innerhalb der Muttersprache befriedigen.

Die Forderung dagegen, die in weiteren und höheren Regionen an uns auch in Absicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann niemand verborgen bleiben der sich nur einigermaßen in der Welt bewegt.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer als von dem Inhalt absehen, und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten lässt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.

CARL RUCKSTUHL.

**Von der Ausbildung der
Teutschen Sprache, in Beziehung
auf neue, dafür angestellte
Bemühungen.**

(*Nemesis*, achten Bandes III. Stück. 1816.)



Des Sieges froh nach harten Kämpfen, stehen wir sicher in der eigenen Heimath und sehen unser gemeinsames Wesen wieder aufblühen, nachdem fremde Sitten und Gesinnungen eingedrungen waren, durch Misstrauen und Schwäche das Reich seinen Halt verloren, endlich feindlicher Uebermuth das Vaterland schmäählich zertreten hatte. Einen festen Bestand und Verband unserer Staaten, unseres Reiches wollen wir jetzt, stark zu Schutz und Trutz.

Aber was ist denn ein Staat, und wofür erhebt sich zu einem solchen ein Volk? Er geht aus dem Wesen des Volkes hervor. Ein Volk ist eine Vielheit von Menschen, die durch gemeinschaftliche Gesinnungen und Eigenschaften eine und ebendieselbe Seele zeigen. Jene Eigenschaften bestehen in angeerbten Ueberlieferungen, Sitten, Gebräuchen und Sprache; darin waltet sein innerstes und geheimstes Leben. So ist die Flamme des Heerdes das heilige

Innere des Hauses; da stehen die Gottheiten des inwohnenden Geschlechts und der Heimath; dahin kamen Adrast und andere Schutzlehende zur heiligen Sühnung. Vesta's Heiligthume zum Schutz werden Dach und Wände errichtet; ebenso thut der Staat, als der Leib, sich über jene Eigenthümlichkeiten, als die Seele, her; sie zusammenzuhalten, zu schützen und zu wahren, das ist die Bestimmung seines Bestehens. Unter diesen Eigenthümlichkeiten zeichnet sich aber die Sprache dadurch aus, daß die Seele und das Leben des Volkes sich in ihr vorzüglich ausgebildet hat. Denn wenn wir auf das Wesentliche gehen, so finden wir die Seele eines Volkes in dem Kreise von Ideen, den es besitzt. Sobald aber der Lebensfunke eine Idee erweckt, so wird sie dadurch an das Tageslicht gezogen, daß sie die Gestalt des Wortes als ihres Leibes annimmt. Demnach frommet sehr dem Geiste der Zeit, daß mit der Wiederbelebung unserer Nationalkraft die Wichtigkeit der Teutschen Sprache anerkannt und erhoben wird, indem man ihr Alterthum und Wachsthum historisch erforscht, ihre Ausbildung und Bereicherung mit Ernst und Eifer unternimmt und führt, und ihre Würde gegen ausländische Sprachen behauptet.

Von dem moralischen Wollen und Handeln eines Volkes zu seiner Sprache ist die Verbindung sehr enge, und waltet die Wechselwirkung in beständiger Regsamkeit. Einerseits ist die Sprache wie ein geschmeidiger Stoff, in welchem die Menschen das Bild ihres Wesens getreu ausprägen; sie ist ein Lebenselement, das Alles das in sich aufgenommen hat, was das Volk dachte, that und litt. Sie ist aber nicht nur vom Volke gebildet, steht nicht nur in passivem Verhältnisse zu ihm; sondern das Active ist eben so stark. Anderseits ist sie nämlich Nahrungssaft für das geistige Leben der Menschen; sie ist das Blut, welches im Innern des Leibes belebend und regierend durch die Kraftgänge der Adern läuft.

Die Sprache gibt Gewalt über die Gemüther der Menschen; ja dem Umstande, daß sie die Sprache eines Landes kannten, verdankten Könige und Heerführer Siege, Unterwerfung und Gehorsam der Völker. Beispiele davon hat Jahn im „Volks-
thum“ (Seite 372) nachgewiesen.

Daraus, daß die Sprache mit der Gesinnung eines Volkes in innigster Verbindung steht, und

das Eine von diesen einander durchziehenden Elementen nur aus dem dasselbe abspiegelnden Andern verständlich werden kann, ergibt sich noch als Folge, dass Diejenigen irren, welche mit leichter Mühe ein Buch aus dem Gebiete einer Sprache in das einer andern hinüberzuziehen, und einem fremden Volke als Eigenthum zusichern zu können glauben. Kalt, ja leblos steht solch eine Uebersetzung da, und vergilt mit Langweile dem Fremdling die Mühe des Lesens, zu der er sich durch das Ansehen eines hochgefeierten Autors hat verleiten lassen. Am schwierigsten ist die Unternehmung, wenn gar feinere Formen der Sprache wie Versmaasse, übertragen werden sollen; für solche Uebersetzungen stellt Göthe, im 3ten Theile des Werkes von seinem Leben, mit Grunde die Behauptung auf, dass sie als Uebung und Spiel der Gelehrten unter einander Werth haben, nicht aber dienen können, um ein Originalwerk dem Volke der Uebersetzungssprache verständlich zu machen.

Sofern eine Uebersetzung diesen Zweck hat, muss sie eine gänzliche Uebearbeitung seyn, und nicht nur die Wörter, sondern auch die syntaktischen Constructionen, die Vorstellungsweise und

den logischen Gang aus der Red- und Denkform jenes Volkes in die unserige umkleiden; ferner die Umgebungen und äusseren Einflüsse herbeiziehen, aus welchen das Buch erwachsen ist. Es glückt selten, mehr als den Inhalt, den Stoff eines Buches in eine fremde Sprache überzutragen; und wenn Einer nach den Geschichten und Ideen eines Volkes fragt, dessen Sprache er nicht kennt, so ist ihm eher zu rathen, er nehme in seiner Landessprache verfasste Bearbeitungen jenes ausländischen Stoffes, als Uebersetzungen fremder Bücher zur Hand. —

Unsere Betrachtung schreitet vom Wesen und Werth der Sprache weiter fort zu einzelnen Erscheinungen in demselben Gebiete. Der darüber anzustellenden Untersuchung wollen wir ein bekanntes Wort vom Cicero vorangehen lassen: „*rerum copia verborum copiam gignit.*“ Die Dinge (res) sind demnach das erste; das zweite aber sind die Worte; wenn der Dinge mehr werden, wird die Zahl der Worte grösser; wenn der Dinge Gestalt sich verändert, werden auch die Worte anders. Die Worte sind also wie ein Kleid, das sich nach seinem Besitzer richten, und mit seiner Veränderung auch verändert werden muss. — Welches sind aber

die Dinge, die das Gebiet einer Sprache umfasst? Sie sind der ganze Inbegriff vom Leben eines Volkes; sie sind sowohl die äusseren Gegenstände, welche es behandelt oder welche zu seiner Kunde gelangen, als auch die Ideen, welche aus seiner Seele ausgehoren werden. Wenn nun ein Volk eine Hauptepoche seiner Geschichte durchgeht, sey es, dass es in der Cultur einen starken Fortschritt mache, oder dass es grosse politische Ereignisse erlebe, so erfährt das Reich seiner Begriffe eine starke Veränderung, und nachwirkend muss diese sich auch auf die Sprache erstrecken. Es ist ungefähr so, wie mit der Staatsverfassung; diese kann auch nicht dieselbe bleiben; sie wird zum todtten Ceremoniel und Schlendrian oder zur unerträglichen Zwangsherrschaft, wenn die selbständige Kraft, Cultur, Ideen, Verhältnisse unter dem Volke anders werden; auf eine dem veränderten Thun und Lassen des Volks entsprechende Weise muss auch die Verfassung erneuert werden. —

Die Teutschen haben in einigen wenigen der letzteren Jahre grosse Veränderungen erlebt in Beiden, sowohl in der Cultur, als in dem allgemeinen Volksleben, jenes früher, dieses nachher.

Aus der Ruhe und dem inneren Wohlstande, den das Teutsche Reich eine lange Reihe von Jahren hindurch genoss, ergab sich als Frucht ein grosser Fortschritt in der Cultur; diesem Zeitraume wurden grosse und herrliche Denkmale gesetzt durch die eifrigen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, welche aus ihm hervorgingen; dann folgten einige Jahre ausländischen Druckes, und nun in der neuesten Zeit die Ereignisse des ruhmreichen Kampfes für Freiheit und Vaterland, die Auferstehung des Volksgeistes. Sowohl in der vorangegangenen wissenschaftlichen, als in der späteren politischen Periode ist das Gebiet der Begriffe, und somit auch der Sprache ungemein erweitert worden. Als Arbeiter im Weinberge des Teutschen Volkes sind jetzt Männer aufgetreten, welche die Bewahrung der Eigenthümlichkeiten des Volks, besonders unserer Sprache zu ihrer Aufgabe nahmen; sowohl wollen sie derselben Verunreinigung und Verfall verhüten, als auch dem Zeitgeiste gemäss sie fördern und erneuern.

Wir wollen nun nebenher gehen an der Bahn dieser Männer, und betrachtende und prüfende Blicke auf ihr Thun richten, freimüthig billigen

und missbilligen, wie uns eben die Sache vorkommt, dabei wohl auch mancher Einzelheiten in der Sprache Erwähnung thun, welche wir würdig achten, hervorgezogen zu werden.

Vorerst ist als verdienstlich zu preisen, dass das alte Vorurtheil getilgt wurde, als sey nur ächt Teutsch, was in den Zirkeln gebildeter Sachsen gesprochen werde: hingegen was in andern Teutschen Landschaften, besonders unter dem gemeinen Volke gesprochen werde, sey, insofern es anders laute, als der Sachsen Hochteutsch, schlechte Ausartung und Verwilderung oder verächtliches Kauderwelsch.

Aus diesem Irrthum erhob ja Adelung zum Titel seines Werkes, das den Teutschen Sprachschatz umfassen sollte: „Wörterbuch Hochteutscher Mundart.“ Indessen fing man bald an, die Volksdialekte der einzelnen Teutschen Kreise wie Fundgruben auszubeuten, um die gebildete Teutsche Schriftsprache zu bereichern. Schon Wieland brachte von seinen Schweizerreisen manches Provinzialwort über den Rhein zurück, und erhob es durch seine Schriften zu Ehren. Jedoch die Ehre,

die Wurzeln des erwähnten Vorurtheils von Grund aus ausgerottet, und den Dialekten die wahre Würdigung und Anerkennung ihres Werthes verschafft zu haben, diese Ehre gebührt den eifrigen Bemühungen neuerer Sprachbearbeiter. Aber auch hier geschah nicht bloss, was durchaus billig ist; der Eifer führte den Einen und Andern etwa um einen Schritte über die Gränzlinie des Rechten hinaus. Das darf unserer Hochachtung gegen diese Männer keinen Abbruch thun, obgleich die Pflicht der Wahrhaftigkeit uns nicht erlaubt, es unbemerkt zu lassen. Es pflegt so zu geschehen, wenn man mit Eifer einer Sache sich annimmt, wenn man sie streitend vertheidiget, ja wenn man wohl zu ihrer Behauptung seine ganze Kraft zusammenhält und concentrirt, dass man dann einigermassen einseitig wird, und die Vorzüge seiner Sache übertreibt. Die Reden solche Werke führender Männer sind oft nicht unparteiische, ruhige Betrachtungen, sondern gehen manchmal in eine Art von Streit und Kampf über, wie die Reden (*αγωνες*) in der Volksversammlung zu Athen. Wer dabei als Zuschauer von der Seite her sieht, mag aus dem Standpunkt seines Gleichmuths wohl da und dort eine Uebertreibung, eine Unrichtigkeit gewahr werden. —

Zu solchen Uebertreibungen zähle ich folgende Behauptung: „Was von Teutschen Zungen gesprochen wird, in Stadt und Land, in dieser und jener Landschaft des Reiches, ist Alles gleich ächt und gleich Teutsch; da gilt kein Unterschied; da darf nicht mehr die Rede seyn von Volksdialekt und Hochdeutsch.“ — Ich, der Schreibende, bin ein Schweizer, meine Mutter hat mich die Landessprache gelehrt, die dort im Schooss der Berge üblich ist. Dürfte ich denn wohl wagen, die heimathliche Sprache der Nordteutschen zu vermischen, so ganz ohne zu unterscheiden, ohne zu sondern; nämlich in einem und eben demselben Satze das eine Wort ganz so zu sprechen, wie es etwa in Berlin, das andere, wie es an den Ufern des Vierwaldstätter Sees üblich ist? — Oder wenn Einer Gedichte schreibt, oder auch ein Buch in Prosa, kann er wohl seine Zeilen so zusammensetzen, dass die Wortformen zugleich so aussehen, wie das bisher übliche Schriftdeutsch, und wie die Sprache in Hebels Allemannischen Gedichten, und in den Niedersächsischen Idyllen von Voss?

Um die Beschaffenheit der Sache noch mehr an's Licht zu ziehen, denke man sich, was heraus

käme, wenn man auch die grammaticalischen Formen der Artikel und Endungen aus verschiedenen Dialekten in buntem Gemisch durch einander ohne Sonderung angewendete, und beliebig und willkürlich declinirte und conjugirte, bald wie die Sachsen, bald wie die Plattteutschen, bald wie die Schweizer. Dann würden für ganz gleiche Fälle mehrere Formen passen, man könnte in der Wahl anstehen, und kein vernünftiger Grund würde sie entscheiden; man würde bald so, bald anders reden, ohne etwas Anderes anzudeuten. Die Lächerlichkeit springt in die Augen!

Nein, so ganz vermischen darf man nicht, was in verschiedenen Gegenden Teutschlands, aus verschiedenen Volksstämmen erwachsen ist. Da das Reich in seinen Ländern und Völkerschaften eine so grosse Mannichfaltigkeit hat, so dürfen auch die Eigenthümlichkeiten einzelner Dialekte nicht verwischt werden, und es soll nicht Alles (wie in eine Grundsuppe) in Eines zusammenfliessen. Es soll auch neben den Volksdialekten eine Sprache der Gebildeten bestehen, in welcher diese, wenn sie aus verschiedenen Theilen des Reiches zusammenkommen, sich unterhalten, worin auch öffentliche

und schriftliche Verhandlungen geführt werden. Diese soll aus den Dialekten poetischen Schwung und neue Lebenskraft schöpfen, um sich zu verjüngen, auch aus denselben ihr Reich immer erweitern und mehren, und nichtsdestoweniger neben denselben ein eigenes Gebiet zu behaupten fortfahren.

Auf musterhafte Weise wussten die Griechen ihre Dialekte zu gebrauchen; sie hatten auch, wie wir, vielerlei Landschaften und Volksstämme, und in denselben mehrere Variationen ihrer Sprache. So wie sie in Bildung fortschritten, kamen sie unter einander in vertraute Bekanntschaft, und der Einzelne wusste nicht nur seine eigene heimathliche Landessprache, sondern er wurde auch derjenigen der andern Stämme mächtig. Und doch verhütete man die Vermischung! Da die Dialecte aufgehört hatten, an einzelne Länder fest gebunden zu seyn, verband man die verschiedenen Arten von Vorträgen und Büchern, so dass das Eine in diesem, das Andere in jenem Dialect ausgeführt wurde. Dem feierlichen Ernst der Tragödien und der höheren Lyrik fand man die ehrwürdige Haltung und das Alterthümliche des Dorischen angemessen; Theokrit schrieb die Idyllen in der Volkssprache

von Gross-Griechenland; für Geschäfts-Verhandlungen und für prosaische Bücher wurde eine gemeinsame Sprache der Gebildeten in Athen gepflegt. —

Ferner ist über den Werth einzelner Wörter die Behauptung laut geworden, dass ein Wort eben so gültig sey, und den nämlichen Werth habe, wenn es veraltet, und wenn es jetzt durchweg gäng und gebe, wenn es nur in einem einzelnen Winkel Teutschlands, und wenn es allgemein gebräuchlich sey; demnach haben die Wörter alle gleich starken Anspruch zur Aufnahme in das Teutsche Wörterbuch, und jene Verhältnisse dürfen dabei nicht einmal angemerkt werden. Man bedenke doch, was eigentlich dasjenige sey, das den articulirten Lauten Bedeutung gibt, und sie zu Wörtern einer Sprache macht! Es ist der Gebrauch, *arbiter usus*, wie Horaz sagt. Das Wort erhält sein Bürgerrecht dadurch, dass Mehrere es annehmen, und dass es Landessitte wird, bei entsprechenden Fällen zu Mittheilung der Gedanken es aufzurufen. Wenn es nur von früheren Geschlechtern gesprochen und geschrieben wurde, nicht aber von Jetztlebenden, oder wenn es nur

von den Bewohnern einer einzelnen kleinen Gegend gehört wird, nicht aber alle Teutsche es kennen, so hat es beiweitem nicht die Gültigkeit und das freie Recht, wie andere. Es ist freilich grosses Verdienst des Kenners und Forschers der Sprache, Provinzialismen und veraltete Wörter an das Licht zu ziehen, aber er soll dabei behutsam, bedächtig und mit Rücksicht auf die besonderen Umstände verfahren, so dass er nur *das* Unübliche in Uebung bringt, was durch eigenthümlichen Vorzug sich empfiehlt, oder was besonders zu Erweiterung des Ideenkreises, oder um irgend einem Sprachmangel abzuhelpen dient. —

So wünschenswerth reiche Fülle des Sprachschatzes ist, dürfen wir uns doch nicht mit zu vielen Wörtern überladen. Die Ueppigkeit und der Schwulst der Orientalischen Sprachen, wie etwa die Arabische ist, schickt sich nicht für uns. Wie viele Namen hat nicht in Arabien der Löwe! Røhe Söhne der Natur haben überhaupt mehr Wörter als gebildete Menschen. Diese entlehnen ihre Ausdrücke aus der Denk- und Sprachweise des ganzen Volkes; jene prägen jede Vorstellung mit einem eigenthümlichen Empfindungs-Laut, weniger besorgt

um Verständlichkeit und Gebrauch. In dieser Beziehung verdient auch beachtet zu werden, was Joh. v. Müller in einer Anmerkung zur Schweizer-Geschichte behauptet, nämlich dass ein einsam lebender, einfältiger Berghirt mehr Begriffe habe, als ein gebildeter Mensch, weil jener Alles selbst besorge, während in der bürgerlichen Gesellschaft die Dienstleistungen für Lebensbedürfnisse, Handwerke und Künste unter Viele vertheilt seyen. — Wenn das Sprachgebiet zu weitläufig ist, so geht es, wie mit dem Alphabet: dasselbe lernten wir als kleine Kinder, so dass wir bald seine Formen frei zu handhaben verstunden; aber in China müht sich der Verstand der Gelehrten ihr ganzes Leben über daran ab. — Zu viele Wörter sind eine sehr dicke und schwere $\delta\lambda\eta$, welche der Nationalgeist nicht zu durchdringen und nicht zu lichten vermag. Damit dieser nicht überwältiget und niedergedrückt werde, wie manchmal die Gelehrten in der Fülle der Kenntnisse vom Uebermaasse der Citate, so darf das Kleid der Sprache nicht zu schwerfällig seyn, so dass er sich dessen freuen, und leicht und luftig darin bewegen könne. Nur diejenigen Gegenstände, welche das Leben des ganzen Volkes durchdringt, verdienen eigens mit Wörtern bezeichnet

zu werden; weniger andere, welche nur in einem besonderen Kreise, sey dann dieser ein einzelner Ort oder ein Gewerbsfach, beachtet werden. Oder, wenn auch in diesem Falle Wörter vorkommen, können sie doch nicht der allgemeinen Volkssprache zugezählt werden. Die *termini technici* der Apotheker, Botaniker, Anatomen kann ebensowenig Jedermann inne haben, als die eigenthümlichen Ausdrücke der Schlosser, Tischler, Zimmerleute u. s. w. Das ist eine nothwendige Folge der Vielheit unserer Berufsfächer und der Mannichfaltigkeit ihrer Beschäftigungen. —

Es ist der Grundsatz von Freiheit und Gleichheit, den der Eifer für den Werth des Teutschen Sprachschatzes in der Republik der Wörter geltend zu machen sucht; die Privilegien werden abgeschafft; da will man nichts mehr wissen von Adel, gemeinem Volk, und von Pöbel oder Janhagel: die Wörter sammt und sonders, sie werden alle ebenbürtige und gleich berechnigte Leute. — Sonst gibt es wohl gewisse Wörter, welche man dem Janhagel vergleichen könnte. Die angenommenen Sitten und Gebräuche verbieten, ihren Laut in der Gesellschaft hören zu lassen; sie sind aus allen öffentlichen und

feierlichen Handlungen verbannt, und in das niedrigste Lebensgebiet verstossen. Jene eifrigen Männer aber wollen die Schmach nicht mehr auf ihnen haften lassen, und kraft des ächt-teutschen Ursprungs ihnen den vollen Genuss des Bürgerrechts zusichern. „Das sey ein eitel Vornehmthun“, wird gesagt, „wenn man die Wörter nach edel und gemein abtheile, es sey Ziererei, wenn man da von anständig und unanständig spreche; frisch und aufrichtig solle der Teutsche gerade heraus sagen, was er bemerke oder im Sinne führe, und kein Blatt vor den Mund nehmen; das wäre Verstellung und Heuchelei, und die sey falsch und faul.“ Dafür werden historische Beweise geführt: zuerst dass des würdevollen Luthers Zunge und Feder keinen Anstand genommen haben, Worte von der angedeuteten Art zu sprechen und zu schreiben; darnach, dass wohlgezogene Damen in ihren feinen Cirkeln bei Mahlzeiten und beim Thee in einigen Gegenden Teutschlands keine Scheu tragen, solcher Wörter sich zu bedienen, welche in andern verworfen und verabscheut werden u. dergl.

Dass jene Wörter ächtteutschen Ursprungs seyen, das lässt sich keineswegs bezweifeln; auch

kann da von keiner Falschmünzerei die Rede seyn: denn wahr und keck erfassen sie ihre Gegenstände, und prägen sie in ihrer Natürlichkeit derb aus. — Doch wenn Etwas unter den Menschen lange und allgemein als gültig sich behauptet hat, so muss zu einer solchen Erscheinung in der Natur der Dinge irgend ein Grund vorhanden seyn; diesen lasst uns aufsuchen, da jenes mit den erwähnten Wörtern wirklich der Fall ist. Es sind die sogenannten Kothwörter. Den Begriff und die Benennung erhielten sie von den Gegenständen, die sie bezeichnen. Hier dringt sich uns die Bemerkung auf von der innigen Verbindung, in welcher Form und Wesen stehen; die Form, der Leib, soll erwachsen aus dem, was sie umfasst und darstellt; sie wird dann auch für das Wesentliche genommen, und die Behandlung, welche wir diesem zudenken, lassen wir auf sein Aeusseres übergehen. So ergeht es den Wörtern: sie erfahren und leiden von uns das Nämliche, was die Gegenstände, welche sie bezeichnen. Was sind nun die Dinge, welche durch die Wörter bezeichnet werden, über die wir verhandeln? und wie benimmt man sich gegen sie in der Gesellschaft?

Dem Gebiete jener Dinge fällt anheim, was als schlechter Abfall und Auswurf verworfen wird; wie auch die mit Schande gebrandmarkten, niederträchtigen und unehrlichen Glieder der menschlichen Gesellschaft; ferner, was auf das Naturgeheimniss der Zeugung sich bezieht. Die Sitte fordert, dass diese Gegenstände verdeckt, dass, ohne auf sie zu merken, dabei vorüber gegangen, ja dass der Blick davon weggewendet werde. Es fragt sich weiter: ist diese Sitte etwas bloss Conventionelles, nur Affectation, Ziererei; oder ist sie in der Natur gegründet? Wir finden, dass allgemein in sämtlichen Gebieten des Lebens sich eine Scheu und Schüchternheit vor gewissen Gegenständen zeigt. Die Wahrheit dieses Gefühls wird uns von der Natur dadurch beurkundet, dass unbefangene, kindliche Menschen bei Erscheinung dieser Gegenstände einen Schauer empfinden, oder in Verlegenheit kommen und erröthen. Wenn wir dieses Gefühl genau in Acht nehmen, so erweis't es sich uns endlich als diejenige Eigenschaft, welche wir Alle so ungemein werth halten, und welche wir als ein heiliges Gut der Heimath gerne mit unserem Blut behaupten und vertheidigen möchten. Es ist die Schaamhaftigkeit. Diese ist die heilig zu be-

obachtende und zu hütende Schranke der Zucht und Eingezogenheit; in ihr besteht vorzüglich, was man Ehrbarkeit, Sittsamkeit, sittliche Delicatesse heisst. Wenn man im gesellschaftlichen Leben eine Sache hoch in Ehren hält, muss man auch den durch dieselbe bedingten Sprachgebrauch wohl bewahren. — Gesetzt aber, es hätte etwa ein Philologe oder ein Antiquar leichtfertig hierüber sich geäussert: dann würden wir weniger streng mit ihm rechten. Denn die alten Griechen und Römer theilten wirklich die Begriffe von Schaamhaftigkeit und Ehrbarkeit nicht so mit uns, wie wir sie haben. Mit dem Christenthume hat eine den Alten unbekante Sittlichkeit zu walten begonnen; besonders hatte die, durch dasselbe gestiftete, Achtung der Frauen eine eigenthümliche Zartheit und Scheu im geselligen Umgange zur Folge. Und diese Eigenschaft ist der Nationalität der Deutschen wohl noch inniger verwoben, als derjenigen anderer modernen Völker: denn in der Periode, in welcher der Teutsche Charakter am kräftigsten und edelsten zu Tage ging, in der schönen Ritterzeit, war Schaamhaftigkeit und sittliche Delicatesse besonders hoch gehalten und streng beobachtet. Das oben angeführte Beispiel Luthers darf uns hier

nicht irre leiten: denn, obgleich er an der Spitze einer religiösen Confession steht, ist er doch nicht ein unfehlbarer Papst; der Eifer gegen Schlendrian und leeres Ceremoniel mag ihn in seiner reellen und derben Art etwa zu solchen Ausdrücken gebracht haben, dass die Nachfolge seines Beispiels in diesem Punkte uns zu Verstössen gegen die Sitte führen könnte. — Endlich der oben, nach Luthers Aeusserung in zweiter Stelle angeführte Sprachgebrauch in verschiedenen Gegenden Teutschlands beweis't sehr wenig: so wie die Worte ihre Bedeutung wechseln, und etwas Anderes bezeichnen, so ist natürlich, dass auch derselben Behandlung und Gebrauch in der Gesellschaft ändert. —

Die Gleichheit der Wörter wird in den zeltischen Bemühungen für Teutsches Sprachwesen noch weiter durchgeführt. Auch *Nomina propria* und *appellativa* sollen gleich seyn an Werth, und gleich würdig beachtet zu werden: desswegen sollen die ersteren nicht mehr so, wie es bisher üblich war, von den letzteren geschieden, sondern die einen und die andern sollen im Wörterbuche durch einander aufgeführt werden. Um dieses zu

erwägen, müssen wir den Werth der verschiedenen Gattungen von Benennungen prüfen.

Namen bekommen Werth durch ihren Inhalt; diejenigen sind die wichtigsten, die vorzüglich auf Ideen geprägt sind; sie sind nicht concrete Begriffe, nicht sinnlich wahrnehmbare, einzelne Gegenstände, sondern unsichtbar und untheilbar sind sie in Einem und Allem. Wie in meiner Heimath ein und derselbe Hut alle 13 (oder 19, oder 22) eidgenössischen Cantone unter sich fasst, so sind die Ideen ein Hut, an welchem ganze Völker Theil nehmen und unter dessen Beschirmung und Umfassung sie leben; sie verbreiten sich, schweben und fliegen über Länder und Menschen hin, wie die Wolken, welche über unsern Häuptern sind. Die Appellativa sind Leiber solcher Ideen, die in das Leben eingingen, und sich verkörperten; hingegen die Eigennamen sind vielmehr Bezeichnungen individueller Gegenstände, entbehren demnach jener höheren Würde.

Ferner bekommen die Namen Werth durch den Gebrauch, je nachdem sie mehr oder weniger allgemeine Gültigkeit erlangt haben, oder nur in einzelnen Lebensgebieten, an einzelnen Orten oder

in einzelnen Familien vorkommen. Aus diesem Gesichtspunkte zeigt sich uns wieder ein grosser Unterschied zwischen Eigennamen und Nennwörtern. Die Anerkennung dieses Unterschiedes führt uns auf den Wunsch, dass nicht nur im Wörterbuche und sonst die bisherige Geschiedenheit beibehalten werde, sondern auch den Appellativen ihr Vorzug bleibe, so dass sie weit eher beachtet werden als die Propria.

Aber auch die Appellativa untereinander müssen wiederum verschieden gewürdigt werden. Seine Wichtigkeit bekommt ein Wort durch die Handlung oder Bewegung, welche es andeutet, oder durch das eigenthümliche Leben des angedeuteten Gegenstandes. Der höheren Würde entbehren diejenigen Wörter, welche Bezeichnungen sind von niedrigen Gegenständen des Bedürfnisses, oder von technischen Werkzeugen und Hilfsmitteln, deren Kunde nur der Kunst- oder Handwerksverständige sich erwirbt. Solche Wörter kommen nur vor in der Sprache des gemeinen Lebens; sie werden aber verworfen von der veredelten Sprache der Poesie. Sie können auch widrig-tönende, oder ausländische, wohl gar Französische Namen tragen, ohne dass

man es übel nimmt. Andere Wörter, deren wesentlicher Gehalt der Thätigkeit des Gemüths verwandt ist, werden dadurch auch selbst heiliges Gut und Eigenthum der Nation. Diese sollen mit eigenthümlichem Laute bezeichnet werden. Es würde uns als eine Anstössigkeit befremden, wenn etwa in einem Gebete Französische Worte gehört würden. Lachten wir doch, als wir neulich von einem nach Petersburg reisenden, angeblich Birmanischen Prinzen, in seinem Titel das Französische *Cousin* mit Gott verbunden fanden, da er sich nannte: „*Cousin* des allmächtigen Gottes.“ Mehr Würde haben für uns die Sprachen des Griechischen und Römischen Alterthums, woher unsere wissenschaftliche und künstlerische Bildung stammt. Unsere Philosophen gebrauchen wohl das Griechische *κατ' ἑξοχην*. Sie würden es aber nicht mit dem Französischen „*par préférence*“ vertauschen, obschon dieses dem nämlichen Begriffe entspricht. So kommt im Gebiete heiliger Dinge die Rede wohl auch auf eine göttliche Substanz, auf eine heilige Trinität u. dergl. — —

Im Allgemeinen dürfen wir keine Namen für etwas Geringschätziges halten. Denn wenn ein

Gegenstand, eine Handlung oder Begebenheit einen Namen empfängt, so geschieht das immer durch eine Taufe, in welcher das Volk als Pathe im Namen des Geistes seines inneren Lebens den Gegenstand weiht; das Volk anerkennt ihn dadurch als ein Wesen, das sich ihm als solches geltend gemacht, mit welchem es sich befreundet hat und in Verkehr getreten ist. In diesem Bezuge sind manchmal die Romanenschreiber in Verlegenheit oder auf Abwege gerathen, wenn sie, aus dichterischem Geist erzeugend, auf eigene Hand hin so eine selbstgeschaffene Welt hinstellten. Wie sollen sie ihre handelnden Personen benennen? Laute neu zusammensetzen und sie für Namen ausgeben? Aber ein Einzelner kann nicht Namen erschaffen; die Majestät der Volksstimme muss ihr Siegel darauf drücken; sonst sind es leere Töne. — Sollen sie statt Namen bloss Buchstaben hinsetzen, um einen Gegenstand von andern unterscheidend zu bezeichnen, etwa A, B, C? Aber diese sind aus der mechanischen algebraischen Ziffersprache, so wie die zuerst angeführten Laute zur Zigeunersprache gehören würden. Wenn wir aber mit einem Gegenstande in einen freundlichen Verkehr treten, so bekommt er von uns gleichsam zum Pfande

freundlicher, gesellschaftlicher Verbindung ein wahrhaftes Wort des Lebens, einen eigentlichen Namen. Und der Dichter darf uns seine Geschöpfe nicht namenlos aufführen, falls er sie uns als lebendig vorzaubern will.

Göthe und Andere haben hierfür das beste Mittel darin gefunden, dass sie ihre Geschöpfe mit Namen taufen, die zugleich *propria* und *appellativa* sind, nämlich mit Taufnamen (wie Charlotte, Eduard, Ottilie) und Amtstiteln (wie der Hauptmann, der Major, der Lord, der Gehülfe). Solche Benennungen kommen vielen Individuen zu; aber wir sprechen sie immer mit Beziehung auf ein Besonderes aus. — —

Aber selbst die Eigennamen, für sich allein betrachtet, schliessen tiefen Sinn und eigenthümliche Bedeutsamkeit in sich. Sie sind wichtig als historische Denkmäler für alte Ueberlieferungen und Sitten; Geschlechts- und Völkernamen können auf die Herkunft und den ursprünglichen Zustand der bezeichneten Individuen leiten; die Namen von Ortschaften charakterisiren oft die Bewohner und die Oertlichkeiten; besonders sind die Endungen

wichtig, wie — heim, — ingen, — wyl oder weil, — burg, au. — In den Heidelberger Jahrbüchern, 1815, August, S. 746, finden wir ein gehaltreiches Wort von A. W. Schlegel wie aus unserer Seele gesprochen: „die Namen sind und bleiben das älteste Denkmal unserer Sprache, so wie der Sitten und der Volksgesinnung.“

Der Vorschlag zur Aufnahme von Eigennamen in das Sprachwörterbuch wurde ferner so erläutert, dass die aufzunehmenden Namen nicht nur diejenigen von Familien und von Städten und Flecken seyn dürfen, sondern noch weit individuellere Bezeichnungen, z. B. die aller Weiler und der einzelnen Gassen in den Städten. Der Vorschlag ist löblich; er ist hervorgegangen aus der rastlosen Aemsigkeit im Forschen nach Wurzeln und Quellen, nach Verästungen und Verzweigungen, nach einzelnen, auch den winzig-kleinen Körnern des Sprachschatzes. Aber unsere wackeren Freunde mögen in ihrem Eifer nicht ausser Acht lassen, dass sie etwa nach Nebelgestalten, die den fassenden Händen entschwinden, haschen, oder dass ihre Thätigkeit in der Breite des Unermesslichen und Unendlichen sich verlieren könnte. Sie wagen sich

auf ein gar zu weites, unabsehbares Feld. Es gibt Namen, die nur zu weniger Menschen Kunde gelangen, und den Andern keine Aufmerksamkeit abgewinnen können, die nie geschrieben werden, oder nach einem ephemeren Daseyn gänzlich verschallen. Da findet der Sprachforscher in seinem Suchen keinen Halt, keinen Stützpunkt, sondern, wie Zaubergestalten dem Geisterbeschwörer, kann ein Heer solcher Geschöpfe ihm erscheinen, und plötzlich wieder in's Unsichtbare entschwinden!

Unter den dauerlosen individuelleren Bezeichnungen haben besonders die Uebernamen von Personen grosse Bedeutsamkeit. Einen solchen bekommt in der Schweiz, neben dem angeerbten Geschlechtsnamen und neben dem früh auf ihn übertragenen Taufnamen, ein Jeder noch als Zugabe, doch vorzüglich in kleineren Orten: denn da leben die Leute mehr zusammen, als in grossen Städten, und bekümmern sich desswegen mehr um den Einzelnen. Die Uebernamen gehen aus dem Eindruck hervor, welchen das individuelle Daseyn eines Menschen, sein Thun und Lassen, und seine äussere Umstände auf das Volk macht. Von diesem werden sie gebildet als ein ganz freies Erzeugniss; sie

haben keine Authenticität, werden nicht geschrieben, und in öffentlichen oder in ernsthaften Geschäftsverhandlungen nicht angeführt. Sie entstehen aus einer Art von poetischer Production, welche unter dem gemeinen Volk durch die scherzhafte Laune angeregt wird *).

*) Ich will als Beispiele einige aus meiner Heimath anführen, deren ich mich eben erinnere; der Plätzljunker (von Plätzlein, Pflästerchen, weil er sich schneidet bei'm Rasiren); der Rautzi-Bautzi (von einem ungestümen, soldatischen Betragen); der Löw (ein Prediger von sehr rauher und starker Stimme); der Gängeli (ein Mann, der mit seinen Geschäften langsam trödelt, mit ihnen gängelt, oder sie am Gängelband führt); der Nöf (ein Krämer, der unter anderem auch Knöpfe verkaufte, und weil er schwer und unvollkommen spricht, mit Weglassung des K und p, statt Knöpf, „Nöf“ zum Kauf anbot); der Pfüder (bezüglich auf unansehnliche, kleine Körpergestalt; man sehe Stalders Idioticon).

Uebernamen bleiben oft, wenn auch der Umstand oder das Ereigniss, worauf sie sich gründen, verschwunden ist. So wird Einer „der Hühner“ geheissen, weil er früher mit Hühnern handelte, obschon er den Handel seit langem aufgegeben hat. — Wir erwähnten aber fast bloss Spott- und Spitznamen, die der Bezeichnete selbst nicht gern hört, und welche in seiner Gegenwart ohne Beleidigung nicht leicht ausgesprochen werden. Es gibt noch andere Ueber- oder Zunamen, die ernsthafterer Art sind, auch ihren Begriff auf eine trockenere und nüchternere Weise anzeigen. Sie beziehen sich auf äussere Verhältnisse, auf Stand und Gewerbe, und sind grösstentheils nicht einfache, sondern zusammengesetzte Wörter, wie „der Wagner-Claus, der Schreiner-Pette“ u. s. w. Historisch-merkwürdige Namen von grossen Fürsten und Feldherrn bekommen manchmal Prädicate, welche ganz unter die gegenwärtige Rubrik gehören.

Ueber Kraft und Gewalt der Namen hat auch Niebuhr in seiner Schrift gegen Schmalz („über geheime Verbindungen.“ Berlin, 1815 S. 6) ein bedeutsames Wort gesprochen: „Gebe es eine gefährliche, in sich verbundene Partei, so würde man ihr keinen so verächtlich lautenden Namen anbieten können, den sie nicht instinctmässig sich sehr willkommen seyn lassen müsste: denn erst durch einen Namen bekommt eine Partei wirklich Einheit, und alle Unterarten der Meinungen und Neigungen werden dadurch zu einem Geschlechtsganzen vereinigt.“

Also der Name ist es, welcher die Dinge der unsichtbaren Geisterwelt in das Licht der Erde giebt, ihnen ein bestimmtes Daseyn und körperliche Macht verleiht! Solche psychologische Blicke in das Wesen unserer geistigen Natur vermindern unsere Verwunderung darüber, dass viele Menschen bloss auf einen grossen, oder vornehmen, oder von

„Marschall Vorwärts“ hat eine gleiche Entstehung, wie die oben angeführten Uebennamen. Ganz ähnlich sind auch Namen, wie folgende: Alexander der Grosse, Carl der Kahle, Carl der Dicke, Heinrich der Vogler, Philipp der Schöne, Friedrich mit der leeren Tasche u. s. w. —

einer glorreichen Ahnenreihe hergeleiteten Namen gewaltigen Stolz und Selbstvertrauen gründen.

Zu ähnlichen Bemerkungen, wie diejenigen, welche wir eben in Bezug auf Romane machten, dass nämlich algebraische Zeichen nicht wirkliche Namen für Personen vertreten können, finden wir Veranlassung in mehreren Gebieten des Lebens. Die Ziffern, seyen es algebraische oder arithmetische, sind unter allen Zeichen dem Gemüth die fremdesten; sie sind leer von Gefühl, wüst und kalt. Desswegen taugen sie nicht für den Verkehr des wahren Menschenlebens, wo die Seele waltet, und eine poetische Ader durchläuft. Dem Gefühl sind Bilder und bildliche Ausdrücke zur Andeutung ihm vertrauter Gegenstände am liebsten, da auch Phantasie dabei mit in's Spiel kommen kann. Weil dadurch die Seele mehr angereizt und bethätigt wird, so haben die Mnemoniker, als ein gutes Mittel, um Namen und Zahlen im Gedächtniss zu behalten, die Verknüpfung derselben mit bildlichen Gegenständen bewährt gefunden. Im Mittelalter gab es der Bilder so viele; jetzt werden sie von hohlen Worten und Ziffern verdrängt; wenn das ordentlich seinen Gang fortschreitet, wird man bald Berge, Flüsse, Wälder,

Städte nicht anders, als mit Ziffern bezeichnen und benennen. In Mannheim haben bereits die Quartiere und Gassen der Stadt keine andere Namen, als erstes, zweites, drittes u. s. w. Quadrat; diese Bezeichnungen des nüchternen Zifferngeistes wissen sich aber bei den Leuten keineswegs beliebt zu machen. Ehemals wurde jedes Haus symbolisch angedeutet durch ein Bild, welches von einem einzelnen, meistens erfreulichen und wohl bekannten Gegenstand aus der Natur entlehnt war. Die Vorstellung gab dem Hause zugleich eine anmuthige Zierde. Sie stand in Verwandtschaft und Wechselwirkung mit den Familienwappen, so dass diese aus jenen Bildern, oder umgekehrt, die Bilder aus den Wappen geholt wurden. Wohl auch ein verehrter Schutz- oder Namens-Patron wurde als ein solches Bild aufgestellt. Manchmal waren es symbolische Figuren mit besondern Beziehungen. Zum Beispiel in einer Stadt, wo zwei Häuser neben einander abbrannten, und die verarmten Besitzer zum neuen Bau Steuern sammelten, ging der Eine leer aus und der Andere empfing so reiche Gaben, dass sie für alle Kosten hinreichten: da benannte Jener sein neues Haus zur Geduld, dieser zur Dankbarkeit. Dieses alte Herkommen hat sich nur noch

in einigen kleineren Städten erhalten, wie in den Schweizerischen Orten Schaffhausen, Winterthur, Baden. Sonst sieht man jetzt über den Hausthüren nur Nummern. Dieselben merkt sich der einquartirte Soldat, so wie der andere Fremde; der Letztere hat sie in seine Schreibtafel eingetragen, und der erstere liest sie auf dem Billet; für sie ist die Einrichtung bequem zum Finden wegen der Reihenfolgen der Zahlen. Aber der Hausfreund, der täglich aus- und eingeht, weiss, wenn er um die Zahl gefragt wird, keinen Bescheid zu geben: das Gedächtniss will sie nicht festhalten, wie es ein Bild fest hält. Am längsten erhielt sich die alte Sitte auf den Tafeln oder Schildern der Wirthshäuser; aber auch diese werden abgeschafft, und statt ihrer mit Buchstaben von Mannes Grösse Aufschriften hingestellt, welche eben so prahlerisch und abgeschmackt, als nüchtern und widerlich sind. Die Gasthäuser heissen jetzt zum König von England, zum König von Portugal, zum Prinz Carl, oder zum Englischen, zum Holländischen, zum Pfälzischen Hof, oder zu den fünf Welttheilen.

An den Schiffen sind die Namen noch nicht in Nummern umgesetzt worden; aber die antiken

Triremen hatten nicht nur ihre Namen, sondern dazu den Schmuck eines bezeichnenden Bildes, womit sie herrlich prangten. Damals bereicherten auch Wahrzeichen der Städte das Gebiet der Kunst; noch sind sie auf Münzen unserer Bewunderung erhalten worden. Die neuen Münzen weisen kaum noch auf einer Seite ein Bild, auf der Kehrseite aber nur die Buchstaben der trockenen Angabe ihres Werths. — Wie bedeutsam und anmuthig sprachen Einen die Bilder an, durch welche unsere alten Maler und die ersten Buchdrucker sich zu erkennen gaben! — Sogar auf den Petschaften werden jetzt die alten Wappen vertilgt, und auf dem öden Platze machen die Anfangsbuchstaben der Namen sich breit. Diese sollten aber von Rechtswegen auf die Kisten und Waarenballen der Frachtwagen verwiesen werden, um da als Firma zu dienen, wo bloss roher Geschäftsverkehr Statt findet. Aber die Briefe, durch deren Wechsel Freunde und Liebende die Seelen einander austauschen, sind es würdig, auf dem Siegel, dem treuen Hüter des Geheimnisses, rührende und sinnreiche Zeichen zu führen.

Noch wurde von uns die vorzüglichste Richtung

unbeachtet gelassen, welche die Bemühungen für die Muttersprache genommen haben, und nach welcher sie sich als Sprachreinigung behaupten wollen. Um sie in diesem Bezug als eine ganz eigenthümliche Art von Thun und Treiben zu bezeichnen, gebraucht man dafür wohl auch den Namen Purismus und die dafür zusammenhaltenden Männer werden Puristen geheissen. Der Begriff des Reinigens, Fegens, Wegschaffens lässt uns kein rechtes Vertrauen fassen. Denn es lässt sich hier nicht so absondern und verwerfen, etwa wie der Metzger ein Stück Fleisch abschneidet, und es den Hunden vorwirft.

Das Feuer des Geistes muss von innen heraus regen und wegen, beleben und treiben, auf dass die neuen Gebilde hervorkeimen, und die Blumen sich entfalten, und der entfesselte Aether himmelan steige. Dann lösen sich die Schlacken des Schlechten und Verwerflichen von selbst ab vom glänzenden Metall, oder sie bleiben als *Caput mortuum* zurück.

Der Eifer gegen ausländische Wörter greift freilich am stärksten geradezu das Französische an,

weil die neuen Erfahrungen uns so sehr aufrufen, es auszuwerfen. Von dem Satze aus, dass das Lernen und Sprechen Französischer Wörter auch Französische Gesinnung einflösse, wird weiter gegangen und ferner behauptet: „Wenn wir den Begriff eines Französischen Wortes nicht mit einem Teutschen wiederzugeben vermögen, so liegt der Grund davon darin, dass der Gedanke selbst ein schlechter, dem Teutschen Wesen widerwärtiger ist: wir dürfen also wegen der Uebersetzung nicht in Verlegenheit kommen, sondern haben uns vielmehr zu freuen, dass wir mit dem Worte auch die Sache aus unserem Sinne schlagen.“ Das ist gesprochen im Sinne jener Götheschen Aurelie im Wilhelm Meister, welche der Meinung ist: Gleich wie *perfid* eine erzfranzösische, dem Teutschen Charakter widernatürliche Eigenschaft bezeichne, so könne auch kein Teutsches Wort, wie etwa *treulos*, denselben Begriff richtig ausdrücken. — Aber manchmal kann gerade das Gegentheil davon eintreffen, dass uns nämlich Worte mangeln für solche Eigenschaften, welche unserem ganzen Wesen auf das Innigste verwoben und verwachsen sind. Eben was ganz in uns athmet und lebt, das bemerken und benennen wir nicht; die Benennung

setzt Reflexion voraus, und diese, dass wir das Ding zum Gegenstand gemacht und gedacht haben, als bestehend ausser uns und verschieden von uns und andern Dingen. So kommt es einem frischen Menschen, der völlig gesund ist, und es immer war, abgeschmackt vor, von Gesundheit zu sprechen; das Wort selber scheint ihm ein entbehrliches und müßiges. Demnach kann ein Volk, das eine Eigenschaft als sein Lebenselement durchaus und überall hat, oft weniger einen Namen dafür wissen, als ein anderes, bei welchem dieselbe sich nur selten, nur da und dort vorfindet. Hiefür ist merkwürdig, was Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung über das Wort *naiv* sagt, wofür er keinen Teutschen Ausdruck fand, obgleich wir die Sache weit mehr haben, als die Franzosen. So verstehen wir uns besser darauf, von der *Composition* und dem *Styl* der Homerischen Gedichte und der Griechischen Kunst überhaupt zu sprechen, als sie, welche die Sache inne hatten, Homer und die Griechen.

In Betreff auch anderer, als bloss Französischer, ausländischen Wörter, ist die Bemerkung erhoben worden: „Herder habe eine neue Idee, die er zu

Tage förderte, mit dem Worte *Humanität* geprägt, und noch fehle uns ein derselben entsprechender Teutscher Ausdruck: denn das Wort Menschlichkeit umfasse zu viel, und leite nicht auf jene individuelle Bedeutung.“ Es wurde gegen Herder erinnert, er habe das fremde Wort gemissbraucht, indem er in *Humanitas* einen ganz andern Sinn hineingetragen, als die Römer damit meinten. Dieses wurde gerügt aus dem Grundsatz: man dürfe ein aus einer fremden Sprache geholtes Wort nur in dem Sinne geltend machen, welchen es in seinem Mutterlande habe. Eine Behauptung, welche von der Erfahrung mit vielen Beispielen widerlegt wird. Aus den alten Sprachen werden nicht nur Wörter in neuem Sinne gebraucht, sondern ihre Formen selbst sind neu verarbeitet und stark verändert worden *). Es geschieht aber wohl weniger in der edleren Rede, als es in den Kreisen des niedrigen Alltäglichen, und des Geschäftslebens und einzelner technischen Fächer üblich ist. Man erinnert an die Griechen, welche weit weniger fremde Wörter aufnahmen.

*) Man denke an Wörter, wie Substanz, Communion, conventionell, transcendental, theoretisch, praktisch, Subject, Object, Medicinæ Doctor, Institut u. s. w.

Aber Veränderung des Lebens und der Eigenschaften des Volkes macht auch den Sprachgebrauch anders.

Die Griechische Bildung war nicht Fortsetzung einer vom hohen Alterthum und von andern Völkern überlieferten Geschichte, sondern vielmehr eine Entwicklung aus dem eigenen Schoosse; sie lebten für sich in ihren geschlossenen Staaten, und bearbeiteten jeden Stoff selbständig nach eigener Weise; sie wollten Bilder und strebten nach künstlicher Darstellung, da wir hingegen mehr suchen wissenschaftliche Gedanken zu erklären. Ganz anders ist schon die Römische Sprache beschaffen; viele Wörter derselben stammen aus der Griechischen, manche sogar aus Sprachen barbarischer, z. B. Celtischer Völker; jenes, weil ihre Wissenschaft und Kunst Griechischen Ursprungs ist; dieses, weil sie durch ihre weitläufigen Eroberungen mit diesen Völkern in nähern Verkehr kamen. Unsere Cultur ist nicht aus der Mitte Teutschlands erwachsen, sondern ihre Wurzeln liegen in Griechenland und Rom und dem Christenthume. Ferner hat diese Gemeinschaft der Wurzeln und die eigenthümliche Beschaffenheit der modernen Welt die

Verbindung zwischen uns und den mitlebenden Völkern enger geknüpft, als die zwischen den Griechen und ihren Zeitgenossen es war. Weil wir demnach mit den Todten und mit den Auswärtigen mehr Ideenverkehr haben, so ist auch eine grössere Menge fremder Wörter natürlich.

Zur Duldsamkeit gegen dieselben laden uns noch andere Beweggründe ein.

Da das Leben der Wissenschaft und Kunst seiner Natur nach productiv ist, so ereignet es sich, dass da und dort geniale Köpfe neue Ideen zu Tage fördern, wie es Herdern mit der Humanität widerfuhr. Wie sollen sie dann das neue Kind taufen? — „Sie können ein Wort aus der Muttersprache nehmen, und demselben die neue Idee verbinden.“ Aber, weil derselbe zu bekannt ist, so wird sein bisher üblicher Sinn vorherrschen: das Volk nimmt von einem Schriftsteller nicht den Befehl an, bei einem Teutschen Worte etwas Anderes zu denken, als es bisher dabei gedacht hat. — „Man suche unter den veralteten Teutschen Wörtern nach, um das rechte und entsprechende zu finden.“ Wie kann man dieses hoffen? die Ideen stammen nicht

aus dem Teutschen Alterthume ab; unsere Kunstwelt ist nicht aus dem Nibelungen Liede erzogen, wie die Griechische aus den epischen Gedichten des Homer; aus weiter Ferne haben unsere Denker ausgehohlt, um die langen Fahrten ihres Geistes zu beginnen. — Es bliebe dem Schriftsteller noch übrig, beliebige Laute willkürlich zusammensetzen, und diese Composition an das Teutsche Volk zur Ertheilung des Wortbürgerrechts zu empfehlen. Doch das haben wohl Herder und Andere nicht gewollt!

Wir finden hier über Namengebung den Philosophen in einer ähnlichen Verlegenheit, wie die oben erwähnte des Romanschreibers ist. Wie mag er sich endlich aus der Noth helfen? — Fremde Worte thun hier die besten Dienste. An einem aus weiter Ferne gehohnten Worte lässt man sich eher gefallen, die Bedeutung anzunehmen, welche der Darbietende damit verbindet. Ein solches ist kein eigenes Machwerk; es ist eine gegebene Form; aber sie ist noch leer für unseren Geist, weil wir keinen Inhalt kennen. Auf diesem dunkeln Boden haben Idee und Phantasie freies Spiel, um zu schaffen und zu beleben. — Die Dichter handeln

auf die nämliche Weise, wenn sie einer erdichteten Erzählung, sey sie denn Märchen, Roman, Allegorie, den Zauber des wirklichen Lebens geben wollen, obschon sie frei erfunden ist, und sich auf kein geschehenes Ereigniss gründet. Solche Erzählungen müssen in einen fernen Raum versetzt werden, wie Meyer seinen *Dya-Na-Sore* in Indien spielen liess; oder auch in eine Entfernung der Zeit. So hat Platon sein selbstgeschaffenes Staatsgebilde auf der versunkenen Insel Atlantis dargestellt. Ferner findet der Dichter manchmal für gut, Ereignisse, die uns nahe berühren, in ein fernes Zauberland oder in das graue Alterthum zu verweisen, um sie mit seiner Phantasie frei zu bearbeiten. Das ist bemerkt worden bei Epimenides Erwachen, von Göthe, welches die Geschichte unserer Tage schildert. Es heisst davon in der Wiener Literatur-Zeitung (1815, Dec. No. 100. S. 1596): Göthe habe die Griechische Sage der Teutschen vorgezogen, weil sie der allegorischen Richtung seines Gedichts, in welchem die Anspielungen gleichsam nur leise auftreten, und wo dasjenige, was uns so machtvoll und körperlich nah war, wie Nebel und Schattengestalt in ungewisser Entfernung vorüber geführt wird, angemessener scheinen musste.

Um zur Verstossung eines ausländischen Wortes gleichsam gewaltsame Hand anzulegen, trägt man darum weniger Bedenken, weil man die Wichtigkeit des Gebrauchs und Herkommens nicht gehörig würdigt. Entweder meint man, das ausländische Wort habe nur den niedrigen Dienst eines todten Werkzeugs geleistet, und könne, gleich einem solchen, unbedenklich weggeworfen werden, oder man schreibt die Einführung der Mode zu, welche ohne Sinn und Gefühl nach diesem oder jenem hascht, wählt und verwirft.

Aber man irrt: Gebrauch, Gewohnheit, Umgang ist das Leben selber, welches der Grund und das Element ist, wodurch und worin dasjenige ist, was durch den Menschen und im Menschen besteht. Die Verbindung im Leben zu That, Freud' und Leid stiftet Freundschaft, und das häusliche Zusammenseyn erhält und erneuert immer die eheliche Liebe. — Die Wörter werden geheiligt durch die Zungen der sie sprechenden theuern Personen, befestigt durch den Mund des Volks. Jeder spricht die Worte, welche Vater, Mutter, Freunde, Lehrer ihn lehrten, und lässt nicht leicht davon; sie verwachsen mit seinem Wesen, und das Abschneiden

ist blutige Verwundung. — Jeder spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; die Scheu, irgend einen ausländischen Namen hören zu lassen, bringt eine widerliche Reflexion in das Gespräch, stört den Gang der Gedanken und derselben freien Erguss im Flusse des Vortrags. Wenn der Vortrag unterbrochen und zerrüttet wird durch solche Rügen, kann man nicht mehr frei seine Meinung äussern, nicht mehr gemüthlich sprechen.

Die Puristen mögen sich hüten, dass nicht auf diesem Wege sie selbst in pedantische Splitterrichter, und ihre Verhandlungen in zänkische Wortklaubereien ausarten. Sie verlassen auf diese Weise die Sache selbst, und wännen das Wesentliche in äusseren Formen und im Ceremoniel zu finden; statt nach dem Mittelpunkte zu dringen, treiben sie sich in den äussersten Enden und Spitzen der Dinge herum, wohin von den Adern des Geistes kaum das kleinste Zweiglein dringt. Aber solches Verfahren eignet nicht dem Deutschen Charakter; man sollte denken, sie hätten es in Paris gelernt; wenigstens hätten sie es schon lange von den Franzosen lernen können. Unter diesen ist es Sitte, dass Jeder mit gespannten Ohren mehr auf die Worte,

als auf den Bericht lauert, und, sobald irgend ein Wort verlautet hat, das die Akademie nicht erlauben möchte, welche die Sprachreinheit hüten soll, dann den Gegenstand der Verhandlung ganz ausser Acht setzt, um mit aller Kraft der Lunge und der Zunge zur Züchtigung über den im Sprachfehler ertappten Redner herzufallen. Vor drei Jahren hörte ich als Gast den Verhandlungen des Nationalinstituts zu. Ein Philolog trug über *ἔργον* und *ῥαος* die Meinung vor, dass jenes allein die Umgebung, dieses das Innere des Tempels bedeute. Er wurde von Einigen widerlegt, und es begann darüber eine Verhandlung. Mitten in derselben verlautete das Wort *gréciser*. Da wurde plötzlich das *ἔργον* bei Seite geschoben, und man fand keine Zeit mehr, daran zu denken; denn jenes, der Zunge des Vortragenden entgleitete, Wort bemächtigte sich der ganzen Aufmerksamkeit Aller. Die Verhandlung, welche vorhin von den Wenigen, die Theil nahmen, etwas langweilig und nicht lebhaft geführt wurde, gieng jetzt in einen wahren Sturm über; mit Feuereifer vertheidigten oder schalten fast Alle das *gréciser*; Stillschweigen gebietend rief, klingelte, klopfte der erzürnte Präsident, aber ohne Erfolg. Endlich liess er sich vom

Diener das *Dictionnaire de l'Académie* aus der Bibliothek bringen, und suchte nach, ob *grécoiser* oder doch das ähnliche *francoiser* darin stehe. Das Vorlesen des Artikels wirkte, wie das Neptunische *Quos ego* auf die empörten Fluthen: denn plötzlich wurden sie Alle still. Sie überzeugten sich von dem, was sie vorhin bestritten hatten, dass nämlich *grécoiser* ein gutes Französisches Wort seyn müsse. —

Eins der unter uns sehr üblich gewordenen Französischen Wörter ist das grüssende *Adieu*. Es ist das letzte Wort, welches im wehmüthigen Momente des Abschieds Vater, Mutter, Freunde mir entboten; und wenn jetzt Sehnsucht meinen Geist aus weiter Ferne heim ruft, so ist es jenes „*Adieu, Carl!*“ womit der Genius der Heimath, stehend auf der Schwelle des Vaterhauses, mich begrüsst. So gilt es mir als ein theures Gut und ein Zeichen herzlicher Liebe, wenn ich es Einem zum Gruss entbiete. Solche Wörter gelten dem Gemüthe als ein Schatz. Es wird beleidigt durch den Schimpf der Bemühung, sie als ausländischen Unrath wegzufegen. Auch hat das Wort *Adieu*, oder, wie man es sonst spricht, *Ade*, durch zarte, dem Volk werthe Lieder eine höhere Weihe erhalten. —

Viele sind unsere Mitbürger und Brüder, führen aber, wegen ausländischer Abstammung ihres Geschlechts, fremde Namen, grossentheils Französische, wohl auch Italienische. Diesen Personen ist Uebersetzung oder sonstige Veränderung des Namens angemuthet worden. Sie konnten die Forderung nicht wohl ohne Kränkung vernehmen: denn den Namen hält als theures Erbgut in Ehren, wer seinen Vater liebt und verehrt, und wer einen muthwilligen Bruch der Bande verschmäht, durch welche Verwandte, Vorfahren und Nachkommen einander angehören.

Ferner bezeichnet der Name nicht nur eine besondere Handlung oder Eigenschaft einer Person, sondern er umfasst ihr ganzes bleibendes Wesen; dieses anzutasten, verwundet im Innern des Herzens; weit eher lässt sich tadeln und verspotten, was nur auf Wandelbares oder Zufälliges sich bezieht. Mit richtigem Gefühl empfand es Göthe als harte Beleidigung, dass Herder spottweise mit seinem Namen spielte, indem er ihn auf Gott, Gothe und Koth bezog. —

Das Treiben des Purismus führt uns andere ähnliche Erscheinungen zu Gemüth. Im Laufe der

Geschichte erheben sich von Zeit zu Zeit ausserordentliche Ereignisse, welche die grossen Epochen bezeichnen. Sie treten dann als neue Elemente mit in das gegenseitige Walten und Wirken der Grundkräfte von Völkern und Staaten ein. Wo so ein Element zuerst unter den Menschen erscheint, wird es Anfangs liebevoll gehegt und gepflegt, nachher immer mehr mit Härte und Einseitigkeit ausgesprochen; der finstere zelotische Eifer wird rege; vor der rohen Behandlung entweicht die Seele, und mit ihr das wahre Licht und die Wärme des Lebens; an deren Stelle treten leere Formen mit steifer Pedanterie. — Der Gottmensch Jesus stiftete mit seiner milden Lehre das Christenthum, und in der Folgezeit konnten sich als Jünger desselben die rohen Bilderstürmer stellen, welche mit Vertilgung dessen, was die alte Kunst Herrliches erschaffen, ein Gott gefälliges Werk zu üben meinten. — Auch die Reformation artete in Fanatismus aus. Als Anhänger derselben erhoben sich in England die Puritaner, und gewannen die Oberhand mit dem Ende der Regierung Carls I. Sie brachten Shakespeare fast ganz in Vergessenheit, hielten 13 Jahre lang alle Schauspielhäuser geschlossen, und verbannten alle freie Geistesbildung.

Nicht bloss Wort-, auch Sinn-verwandt sind unsere Puristen jenen Englischen Puritanern. — Später sprach der Geist der Reformation, weiter fortgebildet, aus Kant, von welchem die Aufklärerei anhub. Diese wendete den Sinn vom Höheren auf das Gemeine; ausfegend die in Religion, Geschichte und Kunst überlieferten göttlichen Güter, stellte sie den Menschen sich selber anheim, und wies ihn an den sogenannten gesunden Menschenverstand. — In unseren Tagen ist die Kraft und das Nationalinteresse des Teutschen Volks zu mächtiger That erwacht; und einige Männer gestalten bereits dieses neue Leben in das einseitige Treiben des Sprachpurismus um, welcher im Gebiet der Sprache haust und stürmt, als wäre er im feindlichen Lande jenseits der Wasgauer Berge, und am Teutschen Sprachschatz fegt, als hätte er den Augias-Stall zu misten.

Es ist überhaupt die schlimme Neigung unserer Zeit, dass, wo Einer etwas Neues zu wissen und zu können meint, er sein Werk damit beginnt, dass er alles Bestehende niederreisst: hohe und feste Burgen sollen fallen, damit er sein Kartenhäuschen erbaue. Nicht so unsere biedereren Vorfahren: sie

bewahrten sorgfältig den Schatz der Vorzeit, und schlossen demselben liebevoll an, was sie Neues darzubringen hatten. So steht in Aachen ein Dom, dessen verschiedene Theile als Bilder die Geschichte der Reihe von Jahrhunderten symbolisch erzählen: uralt ist der mittlere Bau der Rotunde: aber aus verschiedenen Jahrhunderten der Folgezeit der Gothische Chor und die bald mehr, bald weniger modernen Seitencapellen. —

Die Verbannung aller fremden Wörter ist ein gar trocken-nüchternes Bestreben. Wir finden auch unter den neuen patriotisch gesinnten, politischen Schriftstellern darin denjenigen nicht befangen, welcher durch Phantasie und tiefen Sinn sich auszeichnet, ich meine Görres. Auch die Beobachtung derjenigen Schriftsteller, an denen unsere Sprache ihren Halt hat, fösst uns ein Vorurtheil gegen den Purismus ein. Der seltsame, steife, in seinen Werken absichtliche Klopstock hob ihn an. Ob diejenigen, welche nach ihm dafür eiferten, gerade die am reichsten begabten, und am meisten poetischen Naturen seyen, gebe ich zu bedenken auf. Herder, Schiller, Göthe, aus deren heiterem Gemüthe der wahre Quell des Lebens und der Dichtung

floss, nahmen es damit nicht so genau, und richteten nicht so streng. Ja, Göthe scheint gar gegen die Puristen einigermaassen ironisch sich zu benehmen, indem er desto häufiger fremde Worte zulässt, je heftiger sie von jenen Eiferern befehdet werden. —

Die Sprache, mit allen ihren Wörtern soll ein freies Gebilde der Poesie und Kunst seyn. Diese Wesen lassen sich nicht in die engen, dumpfen Mauern der Spiessbürger beschränken: das hiesse den Pegasus in's Joch spannen; hoch empor erheben sie sich aus den sumpfigen Niederungen der Thäler zu den Spitzen der Berge, um welche sie frei, wie die Wolken, schweben; im Aether des Himmels, da ist ihr Aufenthalt; mit weitem Blicke übersehen sie viele Länder der Menschen, und fliegen in schnellem Zug, wie die Vögel des Himmels, darüber hin. Die feineren Gefühle der Poesie ersticken in der groben Dunstluft, und nur in den feineren Lüften athmen und wehen die Ideen. —

Mit den fremden Wörtern wandern fremde Ideen ein: sie ziehen uns mit wunderbarem Reiz an durch ihre ungewöhnliche Gestalt und die seltsamen Eigenschaften. Gleichwie in jeder Gesell-

schaft die Aufnahme neuer Glieder von grosser Wichtigkeit ist, indem sie frisches Leben anregen, und ein neues Ganze daraus entsteht, so werden durch die fremden Wörter neue Gedanken angeregt, und die Sprache, wenn ihre neue Kraft in derselben keimet, wird erfrischt. Da sie unter dem Richtsicht und der Scheere der Sprachreiner nur nüchtern und verständig würde, so kommt umgekehrt durch einige ausländische Laute das phantastische Element hinzu, welches der Romantik innigst verwandt, und dem Teutschen Volke wesentlich ist. — Wieviel neues Leben ist uns nicht aus den Kreuzzügen erwachsen, durch welche der Orient aufgethan wurde! Welche poetische Hauche weheten nicht in die Welt der alten Teutschen Ritter aus Spanien und Italien, und aus dem Süden von Frankreich hinein! Und wie übel stände es mit den Erzählungen unserer neuen Dichter, wenn die Gränzen des Vaterlandes zu unersteiglichen Mauern sich erhöhen, über welche hinaus sie nicht fahren dürften, um Personen, Trachten und Sitten aus der Fremde heimzuholen.

Die Verbannung alles Ausländischen ist ferner ein Verstoss gegen das Gastrecht, und unverträglich

mit Humanität, mit liberaler und aufgeklärter Gesinnung. — Auch erweckt es keine gute Meinung von der Selbständigkeit unsers Geistes, wenn wir mit einer Art von Pest-Cordon alles Fremde von unseren Gränzen abzuwehren suchen; wenn wir unserer selbst sicher sind, und auf die eigene Kraft vertrauen, so werden wir mit Fremden umgehen und Manches von ihnen benutzen können, ohne darum unseren eigenthümlichen Charakter aufzugeben.

Es wäre zu bedauern, wenn wir roh genug wären, manchen holden Gast von der Thüre zu weisen, der uns mit Recht willkommen seyn sollte; darunter wäre ja selbst jenes liebe Schillersche „Mädchen aus der Fremde“, soweit nämlich die aus der Ferne kommenden Anklänge und Empfindungen angedeutet scheinen. Die Ferne hat den Zauberlanz des Wunders; sie ist der Boden der goldenen Hoffnungen, die Heimath für die Kinder der Phantasie. Wenn des Frühlings Hauche die Wünsche und Thatenkeime in des Jünglings Brust entfalten, und sein Herz fast brechen will vor der überschwenglichen Fülle von Seligkeit, so sucht sein tränenfeuchtes Auge die Wolken, um mit ihrem

Zuge weit weg zu fliegen am blauen Himmel, oder er sieht nach den blauen Bergen, oder nach der Nebelgestalt der Küste, welche, am Horizont aus der See hervorragend, den Wolken sich vermischt: dort, glaubt er, wäre der Himmel in Wirklichkeit zu finden, welcher als ein Ideal in seinem Gemüth aufgegangen ist. In diese goldene Ferne leiten unsere Seele die einzeln unter uns herumziehenden ausländischen Wesen. Ein sinnreiches Wort hat Friedrich Schlegel (im Athenäum, Bd. I, St. 2., Seite 150) gesprochen, um die Bedeutung des Fremden im 1sten Buch des Wilhelm Meister zu erklären: „Damit nicht bloss das Gefühl in ein leeres Unendliches hinausstrebe, sondern auch das Auge nach einem grossen Gesichtspunkte die Entfernung und die weite Aussicht einigermaassen umgränzen könne, steht der Fremde da, der mit so vielem Recht der Fremde heisst. Allein und unbegreiflich, wie eine Erscheinung aus einer edleren Welt, dient er zum Maassstab der Höhe, auf welche das Werk noch steigen soll.“

Ja auch in der Natur finden wir die Anmuth der Landschaft oft durch exotische Gestalten erhöht: so fliegt mit Asiatischer Farbepracht unter

den einheimischen der Eisvogel; im Grindelwald-Thal sieht man durch die Lücken des Gebirges einzelne Gletscher, als wären es Gäste aus Spitzbergen, in die hochwallenden, blühenden Wiesen hervortreten; viele Gegenden der Schweiz zeigen im engen Raume die Früchte aller Klimate; der höchste Reiz der Italischen Landschaft besteht im Contraste zwischen üppiger Fülle der Fruchtbarkeit und nacktem Gestein. An ähnlichen Wundern ist die Geschichte reich: Weisse Männer herrschten über die kupferbraunen Peruaner; Aegyptische Denkmäler weisen Männer von Indischer Farbe und Gestalt auf. — Freilich jagten auch die Spartaner die Fremden fort (bekannt ist ihre *ξευλασία*); aber sie hielten zugleich, wie die Chinesen und Aegypter, ihre Bildung auf; die Deutschen dagegen verlangen, ihrer bestrebensamen Natur gemäss, vorwärts: „ohne Rast und Ruh', immer, immer zu.“ In Rom stemmte sich der alte Cato wie ein starrer Fels gegen die schmeichlerisch ansplüende Welle der Hellenischen Cultur. Aber diese kam endlich doch, und wenn später, darum nur schlechter. Denn hätten die Römer früher um gründliche Bildung in der Kunst der Griechen ernstlich sich beflissen, so würde derselben Luxus und Sittenverderbniss sie

weniger überwältigt haben. Die Römer vermochten aber um so weniger zu widerstehen, weil ob ihren politischen Bestrebungen ihr geistiges Wesen nicht zu Wachsthum und Stärke gelangen konnte. —

Die ganz veränderte Beschaffenheit unsers Zustandes und unserer Geschichte erregt Misstrauen gegen die Parallelen mit dem Alterthum. Hier gilt das Sprüchlein: *omne simile claudicat*. Die Entstehung des Christenthums gab der Menschheit einen Umschwung, wodurch sie etwas Anderes wurde, als sie früher war. Wir hatten freilich unsere Nibelungen und Minnesänger, wie die Griechen ihren Homer; aber diesen führte Solon zu den Festen und in das ganze gesellschaftliche und bürgerliche Leben ein; er war die Muttermilch, welche die Kinder in ihrem zartesten Alter in den Schulen einsogen; Dichter, Redner, plastische Künstler bildeten sich durch Homer, und entlehnten aus ihm Gedanken, Bilder, Sprüche und den Gegenstand ihrer Werke: daher entwickelte sich ihr Culturstand. Doch der unserige verhält sich anders zu jenen Sängern unserer Vorzeit: ihre Laute sind fast verschollen, ihr Hauch hat nicht als warmer Lebensodem in unsere Gegenwart niedergeweht;

sie sind stehen geblieben im grauen Nebel, in den dunkeln Eichenhainen und auf dem bemoosten Gestein ihres Alterthums; denn es kamen zu uns, und nahmen ihre Stelle ein, und begleiteten und behüteten uns niederwärts im Fortschritte der Jahrhunderte als Lehrer und Bildner die Griechen, die Römer und Christus. Diese reichten uns das Lebenswasser; von ihnen stammen wir, wie wir da leiben und leben. In Betrachtung solcher Ereignisse sind wir nicht einstimmig mit A. W. Schlegel, wenn derselbe (im Teutschen Museum) aus der erwähnten Parallele zwischen Homer und den Sängern der Nibelungen, das Werk der Letztern zu allgemeinem Schulgebrauch empfiehlt, um zum Bildungselement für die Jugend zu werden, gleichwie die Griechischen Knaben den Homer lasen und dachten und auswendig lernten.

In der alten Welt war jedes Volk für sich ein geschlossenes Ganzes, ein frei und unabhängig lebendes organisches Geschöpf, wie die Thiere sind; wir aber sind, wie die Pflanzen der Erde, einer gemeinsamen Mutter in Liebe verbunden, und in ihrem Schoosse Kinder eines Hauses, verwandte Brüder; die alten Geschichten sind daher mehr zur

ethnographischen, die neuern zur synchronistischen Behandlung geeignet. Weil die Griechen durchaus in sich und für sich lebten, veränderten sie, assimilierend, und in ihr eigen Fleisch und Blut umwandelnd, was ihnen überliefert wurde: die orientalischen Mythen sind nicht mehr zu erkennen, nach der Art und Weise, wie Homer und die Künstler sie umgestalteten; die fremden Namen sind ganz andere, sind Griechische geworden. Aber im Mittelalter waltete die christliche Religion mit der Hierarchie, das Ritterthum, das Feudal- und Mönchswesen, die Kriege gegen Türken und Heiden u. s. w. als gemeinsame Elemente, durch welche die Geschichten aller Europäischen Völker in einander verschlungen wurden. — Die antike Bildung entsprach der Plastik: das menschliche Individuum galt für sich, betrachtete sich als den Mittelpunkt der Welt, und unterbrach alles Aeußere der eigenen Selbstthätigkeit. Die modernen Menschen hingegen schauen auch auf den umgebenden Ort und die Nebenbestimmungen; sie erkennen und verehren die äusseren Wesen, mit denen sie in Wechselwirkung stehen, Raum und Zeit, als übernatürliche Mächte, denen auch etwas Göttliches inwohnt. Unsere Cultur ist der Malerei verwandt, welche

(um mit den Worten A. W. Schlegel's zu sprechen) im Hintergrunde Ausblicke in eine gränzenlose Ferne öffnet, und deren eigentlicher Zauber Beleuchtung und Perspective sind. Dafür bringen die ausländischen Erzählungen, Gestalten, Laute uns die weiten Aussichten und den Zauber der Ferne. Werden dieselben fortgescheucht, so entschwinden uns auch Nah und Fern, die Lufttöne, die Beleuchtung mit ihrer Gruppierung und Harmonie. Alles, was der Malerei besonders zukommt, ist dann aus unserem poetischen Leben weg; nur was das Basrelief Eigenes hat, bleibt noch dem Bilde. —

Mit Macht ruft uns die Lehre Christi zur Philanthropie auf, da ihr Geist Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe athmet. Die Apostel gingen aus vom Vaterhause, kannten keine Heimath mehr, zogen durch alle Welt, um das Evangelium zu predigen; nach ihren Beispielen und Vorschriften gehen jetzt die Missionare unter die Wilden der entlegensten Himmelstriche; zum Behuf der Propaganda werden in den Sprachen der Eskimo's Drucke veranstaltet. Noch engere Bande vereinigen alle Bekenner des Christenthums zu einer Gesellschaft. In Allen ist Eine Seele: denn sie werden

in der nämlichen Religion erzogen; und wenn auch die Hierarchie uns nicht mehr unter der dreifachen Krone zusammenhält, so müssen doch gemeinsame Ideen mit ihrer Obhut über uns walten und unseren Verein krönen. —

Gleichwie uns die Religion ermahnt, mit den Nachbarn verträglich zu leben, und den fremden Gästen nicht unsere Thore zu verschliessen, so finden wir uns noch besonders durch die Lage des Teutschen Vaterlandes dazu aufgefordert. England ist durch das Meer isolirt; Italien hängt nur im Norden, Spanien nur im Nordosten mit dem Continent zusammen; beide Länder sind durch hohe Gebirge vermauert. Bei solcher Lage lässt sich eher alles Fremde abwehren, und abgeschlossen bloss für sich leben. Auch die Teutschen zogen sich im Mittelalter in ihre Heimath zurück, und ihr fester Bestand war scharf abgeschnitten von den Auswärtigen. Aber damals ragten als strenge Isolatoren die Mauern der Burgen und Städte empor. Jetzt aber haben diese sich gebeugt vor der Gewalt der gegenwärtigen Verfassung, des Standes der Bildung, der politischen und gesellschaftlichen Verbindungen. Teuschland hängt nach allen Seiten

zusammen, und muss den andern Völkern zum Durchgang dienen, wenn sie mit einander verkehren wollen. Dieser Durchgang ist aber nicht nur ein nothwendiges Uebel; er hat auch seine wohlthätigen Folgen. Denn da unser Land nur an wenigen Gränzen mit dem Element der Beweglichkeit, dem Meere, zusammenhängt, so würden wir verstocken und verdumpfen, wenn nicht der Verkehr mit Nachbarvölkern in Freundschaft und Feindschaft uns beständig tummelte, und in Leben erfrischender Bewegung erhielt. In diesem Sinne schrieb Benzenberg im Rheinischen Merkur, 1816, No. 357: „Wir (Teutsche) danken dem Himmel, dass er uns nicht in eine so geschlossene Festung gesetzt, wie die Spanier, und uns daher vor der Gefahr des Einschlafens gesichert hat.“

Gleichwie Teuschland in der Mitte der andern Länder liegt, so soll auch sein Volk im Verein der Europäischen Staaten die Stelle des Herzens vertreten, von welchem alle Adern ausströmen, in welches sie zurückfliessen.

Was Athen den Griechen für ihre Cultur war, das Teuschland den Europäern. Athen, auch in

der Mitte der Griechischen Staaten gelegen, fasste alle Bestandtheile der Hellenischen Cultur zusammen, durchdrang sich damit, und erschwang sich so auf den höchsten Gipfel der Bildung. In jener Stadt fanden Menschen und Werke der Kunst und Wissenschaft aus ganz Griechenland sich zusammen, und die Aufnahme der Auswärtigen in den heimathlichen Schooss schmälerte ihre Macht keineswegs. Die Zeit mag es noch ausweisen, wie viel Aehnlichkeit unsere Bestimmung mit der Stellung Athens hat. —

Doch es ist Zeit, dass wir von den vielerlei Betrachtungen, auf welche wir Anlass fanden abzuschweifen, zurückkommen, und wieder in unser Gebiet einlenken, welches die Erhaltung und Bewahrung des Sprachschatzes betrifft. Wer dieselbe zu seinem Theil genommen hat, hat eine edler Männer würdige Aufgabe. Doch ist diese prosaischer Art, [und die Hüter und Wächter der Sprache führen geschäftsmässige Verhandlungen. Demnach sollen sie wie Kritiker, Philologen und Grammatiker handeln, als Lehrer die Sprache überliefern, als Vermittler auftreten zwischen ungebildeten und schwachen Gemüthern und dem Sprach-

schatz; diesen selbst nur treu und redlich verwalten, nicht mindern, mehren und verändern. — Auch dem Schriftsteller liegt als Pflicht die sorgfältige Beobachtung der Sprache ob, wie sie wirklich ist; dass er richtig und besonnen handle, wird von ihm vorzüglich erwartet; auch in Einführung veralteter und seltener Wörter und der Provinzialismen benehme er sich behutsam. Wenn er auf einmal gar viele Formen einführen will, die ausser Gebrauch sind, übersättiget er mit Speise, und sie wird nicht verdaut. Gleichwie die Strahlen der Frühlingssonne das Eis der Wiesen und Bäche schmelzen, aber die gletschermässigen Klumpen nicht rühren, so wird des Volkes Geist einen zu grossen Haufen neuer Wörter, weil er die grosse Masse nicht zu umfassen und zu durchdringen vermag, nicht beleben und erwärmen; sondern sie bleiben kalt und leblos, und werden als unbrauchbares Zeug in die Rumpelkammer geschoben. — Wenn ein Wort irgend einmal auf irgend eine Weise gebraucht wird, ist es darum nicht erlaubt, ohne Weiteres seine Gültigkeit dahin zu erweitern, dass es überall und auf jede mögliche Weise gebraucht werden dürfe. Oft wird ja einzeln ein Wort nur im Nothfall, oder im Scherz, oder in besonderer poetischer

Stimmung gebraucht. In Göthe's Leben kommen einzelne Ausdrücke aus der Studenten-Sprache vor: sollten dieselben darum für jede Art ernsthafter Rede dienen?

In den alten Sprachen wird ein genauer Unterschied beobachtet zwischen poetischer und prosaischer Diction, und nicht leicht erlaubt, Wortformen aus der einen in die andere zu übertragen. — Die Sitte der Griechen und die Nachahmung ihrer Werke, vorzüglich derjenigen des Homer, hat viele unserer Schriftsteller zur Einführung zusammengesetzter Wörter verleitet. Diese sind eigentlich keine Wörter, sondern Umschreibungen, welche den Begriff der Sache erklären. Es ist an ihnen nichts mehr auseinander zu setzen und zu entwickeln, weil sie die Auslegung selber sind. Das Gefühl kann ihnen nicht den Werth des Wortes zugestehen. Ein Gegenstand, welcher dem Gemüth des Volkes bekannt und vertraut ist, hat Anspruch auf den poetischen Laut eines ächten Wortes. Daher taugt für ihn so eine Zusammensetzung keineswegs, etwa dass man Taufzeuge für Pathen einführe. Aber manche Einzelheiten, sowohl Sachen als Ereignisse, sind an sich so geringfügig, und werden so wenig

beachtet, dass sie kein Wort verdienen; ein solches würde nur eine unnütze Last für Diejenigen, die sich damit abgeben. Desswegen scheinen zusammengesetzte Wörter in manchen technischen Fächern wünschenswerth, etwa in der Botanik, Anatomie u. s. w. Als im Gebiet der Chemie der Vorschlag erhoben wurde, war allgemeines Frohlocken, und er wurde durchgängig angenommen, so dass die alten Namen ganz und gar verwiesen wurden, mit Ausnahme der chemischen Elemente, welchen man jene noch liess. Die Männer der Kunst wollen z. B. jetzt nichts mehr von unserem Kochsalz, sondern von salzsaurer Soda, nichts mehr von Salpeter, sondern von salpetersaurer Pottasche wissen!

Unter den Schriftstellern mag noch am ehesten dem Dichter das Recht zustehen, als Künstler an der Sprache zu bilden und zu schaffen: denn wenn er mit Andacht und Begeisterung verfährt, wenn aus der gemüthlichen Tiefe der Seele sein Werk erblühet, so ist sein Thun wahrhafte Kunst; und in höherer Bedeutung sind Kunst und Natur Eins und Dasselbe. Der wahre Dichter ist vom Geiste seines Volkes belebt und durchdrungen, ja er erscheint als die höchste Blüte desselben. — Keines-

wegs poetisch gestimmt, und keine künstlerischen Seelen sind jene Zionswächter der Sprachreinigkeit.

Und doch ist ihnen wiederfahren, nachdem sie viele bestehende Wortformen als unstatthaft erklärten und verbannten, dass sie selbst neue Wörter schaffen, sowohl um damit die durch Proscription erledigten Stellen auszufüllen, als auch um die Sprache zu bereichern. Insofern die Wörter nur dadurch Leben erhalten, und aus der dunkeln Gebärmutter des Gehirns an das Licht der Welt geboren werden, dass das Volk sie aufnimmt, scheinen uns jene Gebilde der Wortmacher eine Antwort zu sprechen, welche in einer Französischen Erzählung nach gemachter Anfrage ein phantastisches Gespenst verlauten liess. (*„Un génie demanda à ces êtres imaginaires s'ils veulent naître; et l'un d'entre eux répondit: je ne m'y sens aucun empressement.“*) So wie einmal die heilige Scheu vor Sitte und Gebrauch überwältiget wird, und Jeder seiner besonderen Freithätigkeit das Recht anmaasst, was nur der Würde des Volks zukommt, so werden gleichsam die Schleussen weit aufgethan, durch welche eine Sündfluth verderblich uns überschwemmt. Der Zauberlehrling, um an das Göthe-

sche Gedicht zu erinnern, hat das Wort gesprochen, welches Unholde und Kobolde entfesselt, die nun nach Lusten ihren gräulichen Spuk verüben. Wird nicht endlich der Meister kommen, der sie in ihre finstern Winkel zurückweis't, indem er ruft: „Besen, Besen, sey'd's gewesen,“ und wie es dort weiter heissen mag.

Die Sprachreinigenden und neuernden Männer (*ludum insolentem ludere pertinaces*) achten wenig darauf, ob Sitte und Herkommen ein Wort sanctioniren, und seinen Gebrauch rechtfertigen, sondern, als wären sie zum Schöpfungswerk berufen, rathschlagen sie nur, ob ein Wort leicht auszusprechen, ob es biegsam sey für Abwandlungen und Bildung von Derivativen u. dgl. Hat die industrielle Thätigkeit der Wörter-Fabrikanten ihren guten Fortgang, und setzen sie viele Fabrikate ab, muss bald ein Kauderwälsch an die Tagesordnung kommen, das kein Mensch mehr versteht. — Aus ihrem Verfahren sollte man schliessen, dass sie zum Grundsatz aufgestellt haben, jedes Individuum im Teutschen Volke könne Teutsche Wörter schaffen, und so wie Eines ein neues Wort gesprochen, sey

dieses ebenso gut ein Teutsches Wort, und habe eben soviel Recht, wie jedes Andere.

Aber keineswegs steht es in der Gewalt des Individuums Worte zu bilden und zu geben. Was nur der Einzelne vorbringt, verhält sich zum wirklichen Wort, wie in einer Raths- oder Volksversammlung der Vorschlag, den irgend Einer erhebet, zum abgeschlossenen Gesetze. Zwar wird zuerst ein Wort nur von einem Individuum ausgesprochen; allein erst dann gilt es, und erhält das Ansehen und den Werth eines Teutschen Wortes, wenn die Andern es aufnehmen und anerkennen, indem sie es auch sprechen: dadurch erst wird es Sache des Volkes. Die Wörter wollen bewusstlos erschaffen werden wie Gottes Geschöpfe, die Pflanzen und Thiere; gleichwie diese frei, bloss aus Naturtrieb, ohne Absicht und Vorbedacht aus der Erde hervorzuwachsen, so sollen die Wörter aus dem Geiste des Volkes entstehen. Sobald diese mit Willkür und Reflexion gebildet sind, wären auch Zweck und Bildungsweise untadelhaft, haben wir schon nicht mehr solches Zutrauen zu ihnen, wie zu denjenigen, welche, unsichtbaren Ursprungs, aus der Mitte des Volkes, und aus dem Dunkel der Vorzeit hervor-

tauchen. Eine schöne Beziehung hat der Name der Schlacht von Belle Alliance. Doch weil er mit Vorbedacht gebildet wurde, ziehen wir fast vor, sie mit dem Rheinischen Merkur die grosse Schlacht in den Niederlanden zu heissen. Ferner sagen die Volksnamen der Ortschaften uns mehr zu, als jene Benennungen Fürstlicher Schlösser, in welche man einen besonderen Sinn zu legen dachte, wie *Solitude*, *Monrepos*, *Sanssouci*. Ebenso, wenn ein Privatmann seinem Haus einen beliebigen Namen geben will, wie etwa, um eine schöne Aussicht zu bezeichnen, *Bellevue*. Doch ertragen diese Laute insofern noch eher den Schein neuer Namen, dass sie ausländischen Wörtern ihren Ursprung verdanken. Die Besitzer sind dann zu entschuldigen, wenn nicht schon ein Name da war; keineswegs aber, wann sie mit ihrem neuen einen bestehenden alten verdrängen.

Durch die Sprache stehen wir in Verbindung mit der Vorzeit, aus welcher wir stammen; durch dieselbe wird die Seele der Väter zu uns geleitet; die Nacht der Urwelt, wo kein Erz, kein Stein mehr Zeugniss gibt, wird dem Forscher noch durch das Licht einzelner Wörter erhellt. Wo anders als

in der Sprache, ist zu finden jenes *Monumentum aere perennius, regalique situ pyramidum altius*, von welchem Horaz spricht? — Dieses theure Erbgut des Alterthums wird uns geraubt; wir werden Eintagsmenschen, obscure und verächtliche *terrae filii*, wenn Jeder sich berufen glaubt, die bestehende Sprache über den Haufen zu werfen, und sie neu zu machen.

Wegen der hohen Würde, welche das Alterthum den Wörtern verleiht, fallen bei Homer die veralteten Ausdrücke der Sprache der Götter anheim; die frischen und neuen aber sind die Sprache der sterblichen Menschen. Und Jahn spricht ein sehr wahres Wort, wenn er (Volksthum, S. 46) alte Namen ein ehrwürdiges Vermächtniss der Vorfahren heisst, und dann also fortfährt: „Der Selbstling, der immer umtauft, tauft sich aus; und wer Andern kein Gedächtniss gönnt, wird nur bei Lebzeiten am Himmel seinen Stern haben, der mit seinem Tode erlischt.“ —

Noch bleibt uns übrig, eines Vorschlags zu erwähnen, der von Carl Müller im Rheinischen Merkur (in der Abhandlung über die natürliche

Gränze gegen Frankreich) für Benennung der Provinzen aufgeworfen worden. Wie überhaupt Alles, so sollen auch diese neue Namen bekommen; und zwar sollen die Flüsse das Prinzip seyn, wornach die Länderteile benannt werden.

Wann werden Diejenigen, die am meisten gegen die Franzosen eifern, aufhören, sie nachzuahmen?

Denn offenbar heisst ja das die Einrichtung der Französischen Departements empfehlen! Die Franzosen haben sie aufgestellt in der Revolution, im schwindelnden Uebermuth ihrer Freiheit und Gleichheit, als sie Recht und Sitte Hohn sprachen, und das Alterthum mit Füßen traten. Der Sinn dieser Einrichtung ist, dass die sinnlichen Kräfte der Natur, indem sie als Bestimmungsgründe gelten, den Geist des Menschen überwältigen sollen. Denn die Länderteile werden benannt als Theile eines Staates, welchen die Menschen da stiften.

Weil ein Staat ein menschlicher Bau ist, so soll er und seine Theile und was dazu gehört, auch von menschlichen Einrichtungen und Eigenschaften her benannt werden. Demnach mögen Provinzen

eher ihre Namen führen von Hauptstädten, von Völkerschaften oder von alten Namen des Landes, wie auch die alten Französischen Gouvernements benannt waren. Darauf ist die Würde der Namen gegründet; daran hängen die alterthümlichen Erinnerungen, das Andenken an die Eigenheiten und das Gemeingut eines Volkes. Wenn man, statt von *Provence* und *Latium* nur von einem Rhone-, einem Tiber-Gebiet spricht, wie viele schöne Anklänge aus der Vorzeit gehen damit verloren? Wer würde wohl in Griechenland mit Attica, Böotien, Aetolien die Gebiete des Cephissus, Ilissus, Achelous, in der Schweiz mit Zürich, Graubündten, Schwyz, Luzern das Wasserbecken der Limmat, der Reuss, des Rheins vertauschen? — Lasst uns fromm im Sinn der Väter handeln, und, damit wir nicht wie taube Früchte vom Baume fallen, das Alterthum und die Sitte, unsern Grund und Halt, mit Liebe und Ehrfurcht pflegen!



Druck von Wilhelm Keller in Giessen.